Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 7 (1994)

Artikel: Auf dem Ochsenberg in Wartau stand kein Kirchenkastell : Entdeckung und Deutung der Kapelle auf dem Ochsenberg

Autor: Schindler, Martin Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893208

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

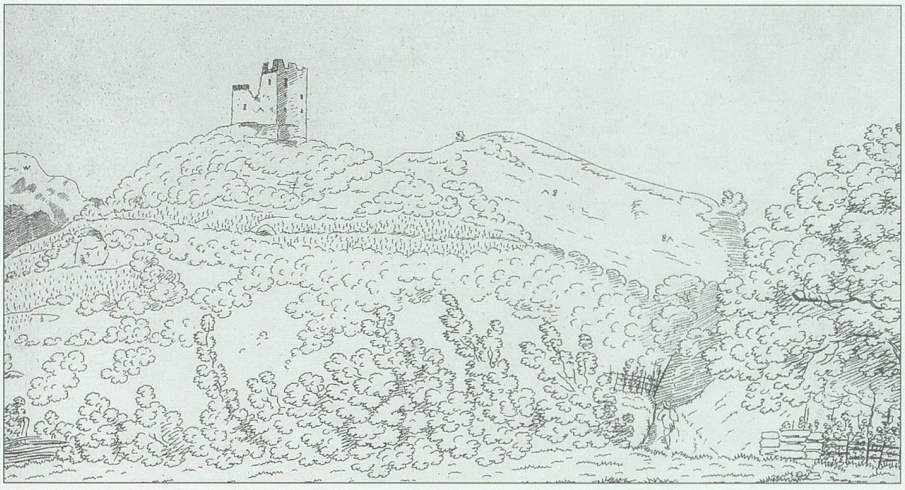
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf dem Ochsenberg in Wartau stand kein Kirchenkastell

Entdeckung und Deutung der Kapelle auf dem Ochsenberg

Martin Peter Schindler, Bülach

In jedem besseren Kunst- oder Burgenführer steht zu lesen, dass sich im Frühmittelalter, d. h. also in der Zeit vor der Errichtung der Burg Wartau, auf dem Ochsen- oder St. Martinsberg ein «Kirchenkastell», ein «Refugium» mit Kirche, erhoben habe. Diesem «Kirchenkastell» und besonders seiner Entstehungsgeschichte ist hier näher nachzugehen.[1]



Von Norden und Süden gleich markant ziehen die Wartau und der benachbarte Ochsenberg von weither den Blick auf sich.

Ludwig Tress, der Entdecker der Kapelle

Die ersten Schritte zur Erforschung der Burg Wartau und des danebenliegenden Ochsen- oder St. Martinsberges sind eng mit dem Namen von Ludwig Tress, dem Bauführer der Restaurierungsarbeiten von 1932, verbunden. Den Wartauern ist er wegen seines Streichs mit dem «Goldenen Kegelspiel» in unguter Erinnerung geblieben[1b], erst bei den Restaurierungsarbeiten von 1982 wurde man der qualitätvollen Arbeit des «Schwaben» gewahr.[2] Bis jetzt war nur wenig über diesen Mann bekannt, seine Zeugnisse im Archiv des Schweizerischen Burgenvereins (SBV) in Basel (Fasz. Jörgenberg) ergeben ein etwas klareres Bild.[3] Ludwig Tress (geb. 1904) erlernte 1918 bis 1921 den Beruf des Hochbautechnikers und Bauführers bei Ernst Stahl, Regierungsbaumeister und Burgen- und Schlösserrestaurator in Düsseldorf. Bis 1925 nahm er an verschiedenen Restaurierungs- und Ausgrabungsarbeiten auf Burgen teil. Durch die Wirtschaftskrise bedrängt, meldete er sich 1930 auf ein Inserat von Architekt Eugen Probst, dem Präsidenten des Schweizerischen Burgenvereins (SBV), der einen tüchtigen und billigen Vorarbeiter für die Restaurierungsarbeiten auf der Burg Jörgenberg bei Waltensburg/Vuorz GR suchte. Er wurde eingestellt und blieb dem SBV mehrere Jahre treu. So leitete er die Arbeiten 1930/31 auf der Farnsburg, 1931 auf Pfeffingen und auf Hohentrins/Crap Sogn Pargazi und 1932 auf der Wartau. Danach verliert sich leider seine Spur. Tress war ein guter Arbeiter und Bautechniker, und er interessierte sich brennend für Geschichte – und Geschichten. Auch in Wartau zeigte sich dieses Interesse. Durch seine Bekanntschaft mit Lehrer Jakob Kuratli und durch die Befragung von Wartauern im Wirtshaus und auf der Strasse erfuhr er allerlei aus der «alten Zeit», u. a. eben auch, dass betagte Wartauer den neben der Burg gelegenen Ochsenberg «St. Martinsberg» nannten. Aus diesem Namen schloss er nun, dass dort einst eine Kirche oder Kapelle gestanden haben müsse. Hierbei kamen ihm seine Erfahrungen auf den Burgen Jörgenberg und Hohentrins/Crap Sogn Pargazi zugute, wo er beidemal in der Burg eine Kapelle freigelegt bzw. entdeckt hatte. Dank seiner guten Beobachtungsgabe und seiner Erfahrung fiel ihm der tatsächliche Standort der Kapelle auf der Südspitze des Ochsenbergplateaus bald einmal auf. Kurz entschlossen griff er zu Schaufel und Pickel und legte mit seinen Arbeitern das Gebäude frei. Das für heutige Verhältnisse etwas rohe Vorgehen beruhte nicht etwa auf der Laienhaftigkeit Tress', sondern entsprach den damals gängigen Ausgrabungsmethoden. Wann genau Ludwig Tress mit den Ausgrabungen auf dem Ochsenberg begann, wissen wir nicht. Anhand einiger Indizien ist zu vermuten, dass er den Spaten erstmals in der Woche des 25. Juli 1932 ansetzte. Gottlieb Felder berichtete nämlich am 30. Juli an Eugen Propst, dass Tress während anderthalb Tagen mit der gesamten Mannschaft (10 Mann) bei der Kapelle gearbeitet habe.[4] Als einziges Bilddokument ist eine Fotografie erhalten geblieben, die den freigelegten Grundriss der Kapelle samt mächtigen Schutthaufen im Westen, Nordwesten und Norden zeigt. Dazu erstellte Tress noch einen Plan des Gebäudes im Massstab 1:50 (Grundriss und 4 Schnitte).[5] Nach den Ausgrabungen von 1985 kann der Plan auf seine Genauigkeit hin überprüft werden: Er stimmt recht gut. Allein das Schiff ist im Westen zu breit geraten, es müsste um eine Mauerstärke schmaler sein, womit es auch seine trapezoide Form verliert.[6] Westlich des Gebäudes traf Tress auf weitere Mauerzüge, von ihm als «Einfriedungsmauer» bezeichnet, und ca. 1,5 m östlich des Chores auf eine mindestens 40 m lange Trockenmauer (nicht verzeichnet). Zwischen dieser Mauer und der süd-

Korrekturen an vertrauten Geschichtsbildern

Die mittelalterlichen Schlösser von Werdenberg, Sargans und Vaduz sind überall als Wahrzeichen unserer Region bekannt; von weither sichtbar und nicht zu übersehen ist jedoch auch der hohe Doppelturm der Ruine Wartau. Seine prominente Lage auf dem breiten Hochplateau lenkt den Gedanken wie von selbst auf die Möglichkeit einer grösseren befestigten Anlage.

Als anlässlich der Renovation der Ruine im Jahre 1932 auf dem benachbarten Ochsenberg auch tatsächlich die Fundamente einer kleinen Kirche zum Vorschein kamen, passte diese Entdeckung sehr genau in die Vorstellung des Volkes von befestigten Kirchenkastellen und Fluchtburgen und schien in eine Reihe zu gehören mit bekannten Plätzen in der Nachbarschaft, vor allem in Graubünden. Allen dürfte die weithin sichtbare Georgskapelle bei Berschis bekannt sein, ebenso das kleine Gotteshaus St. Lorenz bei Paspels, das gleich nach der Einfahrt ins Domleschg einsam von der Höhe herab den Reisenden grüsst; unvergesslich bleibt auch die Lage der Hohenrätien bei Thusis am Eingang der Via Mala; ihre Entsprechung im Misox entgeht keinem auf seinem Weg nach Süden: Der Gedanke an ein solches Kirchenkastell auf dem Ochsenberg war nur zu selbstverständlich.

Seit 1985 führt die Abteilung für Ur- und Frühgeschichte des Historischen Seminars der Universität Zürich unter Leitung von Frau Prof. Dr. Margareta Primas auf diesem Bergrücken jährlich Grabungskampagnen durch. Das Ergebnis dieser grossangelegten wissenschaftlichen Forschung im Rahmen eines Nationalfondsprojektes wird nicht in der Konservierung grossartiger Ruinen oder wenigstens ausgedehnter Fundamente als Zeugen einer glanzvollen Vergangenheit liegen; auch werden nicht Schätze in Museen die Augen auf sich ziehen. Das Interesse richtet sich auf wissenschaftlich erhärtete Aussagen zur Siedlungs- und Verkehrsgeschichte des ganzen Tals und Alpenabschnitts, basierend auf der minutiösen Auswertung auch der unscheinbarsten Spuren mit Einschluss von chemischen und physikalischen Funduntersuchungen. Die Resultate sind darum auch erst in den nächsten Jahren in Form von buchfüllenden Publikationen zu erwarten.

Wie schon die Restauratoren der Wartau im Jahre 1932 auf dem Ochsenberg «nebenbei» die Martinskapelle suchten und fanden, benutzte man 1985 die Gelegenheit, die Fundamente der Kapelle nochmals freizulegen und die sorgfältige Datenaufnahme in den Zusammenhang mit dem heutigen Forschungsstand zu stellen. Dabei beschäftigte sich Martin Schindler im Rahmen einer Lizentiatsarbeit besonders mit der Deutung der Kapelle als einem Teil eines Kirchenkastells. Er analysierte dazu die schriftlichen Quellen, stellte einen baulichen Vergleich mit bekannten Kirchen von ähnlichen Fundstellen und Fundlagen im Seeztal und in Graubünden her und unterzog vor allem die bisherigen archäologischen Erkenntnisse einer genauen Sichtung. Seine überraschenden Erkenntnisse sind weit über die St.Martinskapelle auf dem Ochsenberg hinaus für die Deutung vieler bekannter und eindrücklicher Höhenkirchen und sogenannter Kirchenkastelle im Raume von ganz Graubünden wichtig. Sie liefern aber auch den Rahmen für die zu erwartenden Erkenntnisse über die frühmittelalterliche Besiedelung des Ochsenbergs und ähnlicher Plätze in unserem Talabschnitt. Durch seine Überlegungen fällt Licht auf einen Zeitraum, der dem Thema «Unsere Burgen» unmittelbar vorausgeht, weil deutlich wird, aus welchen politischen und besitzrechtlichen Voraussetzungen sich der klassische Burgenbau der Ministerialen und der Ritterzeit entwickeln konnte. Der Fachmann findet zusätzlich zur Literaturliste in den Anmerkungen alle wissenschaftlichen Belege für die Thesen und die Beweisführung des Autors.

O. A.

lichen «Einfriedungsmauer» entdeckte er zudem ein Grab, dessen genauer Fundort aber heute nicht mehr bekannt ist. Die Bestattung zeigte Strecklage und war nach Südosten ausgerichtet, d.h. sie lag parallel zur Kapelle. Das Skelett scheint mit kleineren Steinen eingerahmt und bedeckt gewesen zu sein. Neben diesem Skelett wurden Knochen eines zweiten Individuums festgestellt, das Grab scheint also mehrmals belegt gewesen zu sein.[7]

Das «Ergebnis» der Ausgrabung von 1932

Diese neuen und sensationellen Entdeckungen stellten den Burgenverein vor die Frage, was weiter geschehen solle. Da das Budget der Burgenrestaurierung bereits sehr knapp berechnet worden war, befürchteten Präsident und Vorstand des SBV, dass durch weitere Ausgrabungsarbeiten der Etat bei weitem überschritten werde. Im oben zitierten Brief schrieb Gottlieb Felder an Eugen Propst: «Wenn wir nicht einmal genug Geld für die Arbeiten an der Ruine haben, so dürfen wir nicht Hunderte von Franken auf den Ochsenberg verwenden!» Eugen Propst versuchte darauf, die Ausgrabung dem Schweizerischen Landesmuseum «anzudrehen». Da der Kanton St. Gallen aber weder einen Kostenbeitrag leisten noch allfällige Fundgegenstände herausgeben wollte, war das Landesmuseum dazu nicht bereit. Tress wurde darauf geboten, seine Grabungen einzustellen. Er scheint aber hin und wieder weitere «Sondagen» auf dem Ochsenberg geöffnet zu haben, wie dies ein Vermessungsplan mit 15 Sondierschnitten zeigt.[8] Die Ausgrabungsfläche blieb den ganzen Sommer offen. Am 30. Oktober 1932 erstellte Tress einen Kostenvoranschlag für die Restaurierung der «Kirche»,

1 Prof. Dr. Otto P. Clavadetscher, Dr. Irmgard Grüninger, Prof. Dr. Werner Meyer, Prof. Dr. Margarita Primas und Prof. Dr. Hans Rudolf Sennhauser sei für ihre Hilfe gedankt.

1b Vgl. den Beitrag von H. Gabathuler in diesem Band.

2 A. SULSER, *Die Restaurierung der Burgruine Wartau im Jahre 1932*. – In: Adank 1982, S. 51–58.

3 Für die freundliche Hilfe sei hier Prof. Dr. Werner Meyer, Basel, herzlich gedankt.

4 Archiv SBV Basel, Fasz. Wartau.

5 Foto und Plan im Histor. Museum St. Gallen, Fasz. Wartau. Sind vielleicht in Wartau selbst noch alte Fotos dieser Ausgrabung erhalten geblieben? Sachdienliche Hinweise nimmt der Autor gerne entgegen.

6 Ein ähnlicher Zeichenfehler passierte auch beim Grundrissplan der Burg: er wurde spiegelverkehrt gezeichnet und so von G. Felder in sein Burgenbuch übernommen. Richtiger Grundriss nur bei Adank 1982, S. 49!

7 Anthropologische Bestimmung (Dr. Scheffrahn): gut erhaltenes Skelett (A24): männl., adult; anderes (A23): weibl., adult. Eine ähnliche Situation wurde auch bei der Ausgrabung 1985 festgestellt.

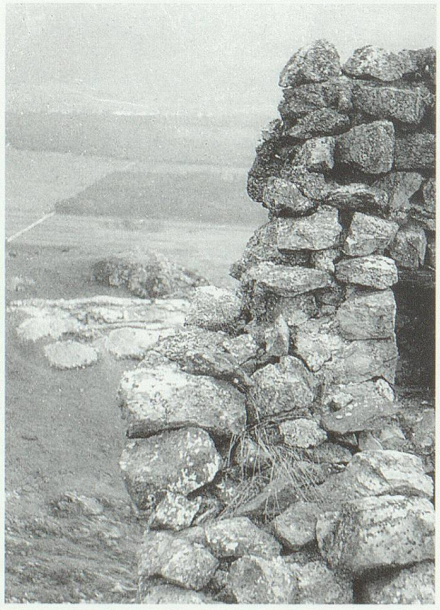
8 Histor. Museum St. Gallen, Fasz. Wartau.

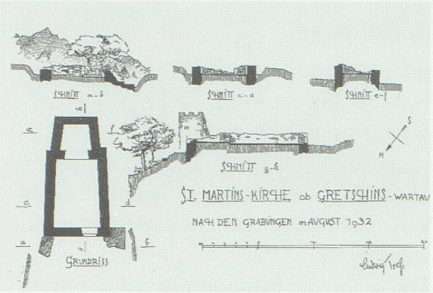
der sich auf 600 Franken belief![9] In diesem Preis inbegriffen waren: die Schuttmassen verkarren, die Mauern reinigen, ausfugen, wo nötig aufmauern und abdecken sowie ein hölzerner Absperrzaun. Der Burgenverein ging aber wegen permanenter Geldnot nicht darauf ein. Die Grabung wurde notdürftig eingedeckt, wohl auch mit Abraummaterial der Burg. Der Chor scheint aber noch offen dagelegen zu haben. Er wurde 1941 und nochmals 1948 zwecks Steingewinnung für einen Wegbau stark zerstört und beinahe bis auf die Grundmauern abgetragen. Erst hernach wurde die arg lädierte Ruine auf energisches Betreiben von Jakob Kuratli vom Kanton St.Gallen unter Schutz gestellt.[10]

Eine Kapelle innerhalb eines Kirchenkastells?

Über die Ausgrabungen von 1932 informieren uns verschiedene Artikel. Zwei Zeitungsartikel von Emil Bächler behandeln den Grabfund, ein Zeitungsartikel von Ludwig Tress und ein unpublizierter Artikel von Erwin Poeschel sind Schlussberichte zur Restaurierung der Burg.[11] Hier wird nur der Poeschelsche Artikel referiert, da er bis heute für die Beurteilung der Kapelle grundlegend war. Der Bericht beginnt mit einem der eindrücklichsten Sätze über die Burg Wartau: «Der Landschaft wäre eine Zacke aus der Krone gebrochen, wenn diese Burg fehlte.» Vor der Burg handelte Erwin Poeschel jedoch die neu entdeckte Kirche ab. Er stellte den quadratischen Chor sowie den Einzug von Chor und Schiff als typisch heraus und verglich diese Merkmale mit frühen fränkischen Kirchenbauten in Deutschland und Frankreich. Weiter zog er auch das Patrozinium St. Martin bei, das geradezu ein «Leitfossil» zur Bestimmung von frühen Kirchen sei. Er schloss daraus nun: «Wir haben hier ohne Zweifel die Reste der alten Pfarrkirche von Gretschins vor uns wohl eines der ältesten Gotteshäuser der Gegend mit ehemals weiter als heute reichendem Sprengel. Welchen Umfang er hatte, lässt sich allerdings mit einiger Sicherheit nicht bestimmen; zumindest umfasste er das Gebiet der späteren Herrschaft Wartau. Die ganze Situation auf einer idealen Burgenstelle erlaubt es uns anzunehmen, dass sie den Kern eines Kirchenkastells, einer alten Volksburg, bildete, wie wir deren im rätischen Gebiet mehrere finden.» Die Bauinschrift der spätgotischen Kirche in Gretschins (1493) deutete er dahingehend, dass man die Kirche erst im 15. Jh. vom «Berg» ins «Dorf» verlegt habe. Unterstützt wurde er dabei zusätzlich durch die Meinung, die Kirche in Gretschins sei ebenfalls dem Hl. Martin geweiht gewesen. Die Poeschelsche Interpretation des Gotteshauses auf dem Ochsenberg als Kern eines «Kirchenkastells» des 1. Jahrtausends wurde auch im Schlussbericht des SBV abgedruckt.[12] Interessanterweise liegt uns von Erwin Poeschel noch eine zweite, von ihm später aufgegebene Interpretation vor, welche er am 29. Juli 1932 anlässlich eines gemeinsamen Besuches mit Gottlieb Felder und Emil Bächler auf der Wartau äusserte. Er sagte damals, er kenne in Graubünden manche Kirche mit quadratischem Chor und datierte den Wartauer Bau ins 12. bis 14. Jh.[13]

Als einzige Fotografie von der Aufdeckung der Kapelle im Jahre 1932 blieb diese Aufnahme erhalten: An der Nordwand der Wartau vorbei fällt der Blick auf die freigelegten Grundmauern auf dem damals unbewaldeten Ochsenberg. (Foto im Hist. Museum St.Gallen.)



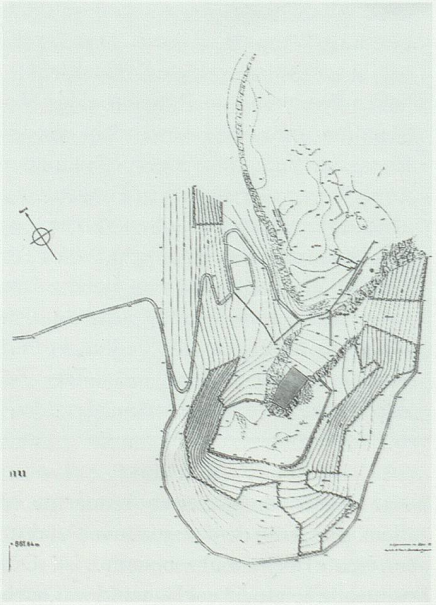


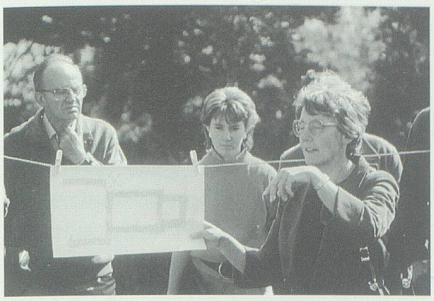
Schnitt und Grundriss der Kapelle auf dem Ochsenberg von Ludwig Tress.

Die Kapelle und die Kirche von Gretschins

Die Aussagen Poeschels blieben bis 1946 gültig, als man bei den Renovationsarbeiten in der Kirche Gretschins gut erhaltene Reste von Vorgängerbauten fand. Diese wurden von Benedikt Frei ausgegraben und die Ergebnisse in einem Bericht festgehalten.[14] Die Untersuchungsergebnisse sind durch Jakob Kuratli ausführlich besprochen und mit Plänen und Fotos illustriert worden.[15] Unter dem spätgotischen Bau von 1493 wurden zwei Vorgängerbauten entdeckt: ein Bau mit langrechteckigem Schiff und einem nicht eingezogenen, dafür mit einem Chorbogen vom Schiff getrennten quadratischen Chor. Der Chor besass ein Rippengewölbe (Schlussstein und Beginn der Wanddienste erhalten). Die vier Altäre der Kirche waren z. T. noch sehr gut erhalten. Erwin Poeschel datierte den Bau in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der erste Kirchenbau besass ein rechteckiges Schiff, an dessen Längsmauern die etwa halbkreisförmige Apsis ohne Einzug ansetzte. Im Innern trennten jedoch zwei Zungenmauern Schiff und Apsis. Der quadratische Altar war ganz an die Apsis angeschoben. Poeschel datierte den Bau um 1000, da er von einer frühmittelalterlichen Zeitstellung wegen der Zun-

Situationsplan von Ludwig Tress zur Burgrestauration von 1932.





Zu Beginn der von M. Primas initiierten Grabungen auf dem Ochsenberg wurde 1985 die Kapelle nochmals untersucht. (Foto Otto Ackermann.)

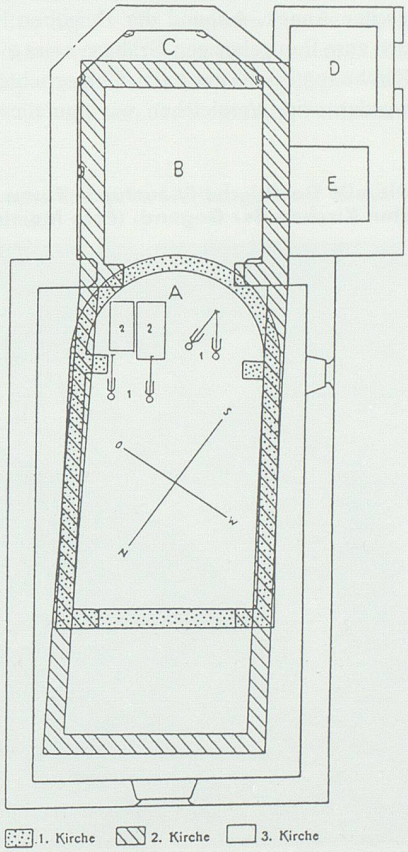
genmauern absehen wollte. Damit war bewiesen, dass schon viel früher als bisher angenommen ein Gotteshaus in Gretschins gestanden hatte. Doch erreichte der erste Bau noch lange nicht das Alter der «Kirche» auf dem Ochsenberg. Jakob Kuratli verlegte deshalb in seiner «Geschichte der Kirche von Wartau-Gretschins» den «Umzug» der Kirche einfach ans Ende des 1. Jahrtausends.

Die Nachgrabung von 1985

Dies war der Stand der Forschung zu Beginn der Ausgrabungen 1985 auf dem Ochsenberg durch die Abteilung für Ur- und Frühgeschichte des Historischen Seminars der Universität Zürich unter der Leitung von Prof. Dr. Margarita Primas. Den Ergebnissen dieser Ausgrabung soll hier nicht vorgegriffen werden.[16] Eine Besprechung und Einordnung der Kapelle auf dem Ochsenberg ist aber auch nur anhand der Pläne und Angaben von Ludwig Tress gut möglich, da hier bereits alle wichtigen Punkte gegeben sind.

Das kleine Gotteshaus steht auf der Südspitze des Ochsenberges, am Felsabbruch hoch über Murris. Das Terrain neigt sich leicht in NW–SE-Richtung, der Untergrund besteht aus Kalkstein. Von hier geniesst man eine prächtige Aussicht auf das Rheintal und auf die Bündner Berge. Das Gotteshaus liegt entsprechend des Terrains auf einer Achse NW–SE[17] und besteht aus einem rechteckigen Schiff und einem um etwa die halbe Mauerstärke eingezogenen, leicht trapezförmigen, in der Grundform aber quadratischen Chor. Das Schiff misst im Licht 3,5 m mal 5,8 m (Südmauer) bzw. 6 m (Nordmauer), der Chor 2,3 m (Osten) bzw. 2,8 m (Westen) mal 2,3 m. Chor und Schiff sind durch einspringende, im Osten leicht eingezogene Chorbogenmauern getrennt, welche einen Durchgang von ca. 2 m Breite freilassen. Die Mauern sind gleichmässig 0,8 m stark, die untersten Steinlagen können sich bis zu 1 m verbreitern, was als Anpassung an den unregelmässigen, abfallenden Felsuntergrund zu deuten ist. Aus demselben Grund dürfte der Chor auch seine leichte Trapezform besitzen. Die Mauern sind sauber und sorgfältig gefügt. Sie bestehen aus kantigen Kalklesesteinen, welche teils leicht mit dem Hammer zugerichtet wurden. Die Ecken sind aus grösseren, grob zugerichteten Steinplatten im Läufer-Binder-Verband aufgemauert. Ludwig Tress äusserte seine Bewunderung für die Bauleute: «Das Mauerwerk ist saubere, 'mönchige', handgerechte Arbeit. Ein jeder Stein ist hammerrecht zubehauen, und eine wahre Freude für den Fachmann, dieses schöne Mauerwerk anzuschauen.»[18] Die Mauern und der verwendete Mörtel erscheinen überall einheitlich und gleichartig, so dass die Vermutung naheliegt, der Bau sei in einem Zug errichtet worden. Der einzige Eingang liegt in der Westmauer, aber nicht in dessen Achse, sondern leicht nach Süden verschoben (lichte Weite 1,3 m). Der Grund für diese Verschiebung ist nicht klar, er dürfte am ehesten bei dem unregelmässigen Terrain zu suchen sein. Der Eingang wird durch eine mächtige, direkt in die Mauer eingefügte Kalksteinplatte gebildet, auf welche am Westende eine schmalere Tuffschwelle aufgesetzt wurde. Darauf folgte das ebenfalls aus Tuff gearbeitete Gewände, wovon im Süden ein Stück in situ erhalten geblieben ist. Der 0,54 m lange Quader besitzt auf seiner Schauinnenseite eine Fase, welche 0,1 m über der Schwelle in einem spitzen Dreieck ausläuft. Hinter dem Gewände, knapp über der Schwelle, ist auf beiden Seiten je ein Steindübel eingelassen. Diese hielten wohl einen hölzernen Türrahmen (am oberen Ende des Eingangs sind nochmals zwei entsprechende Dübel anzunehmen). Weitere Raumöffnungen wurden nicht festgestellt. Der Innenraum besass zwei verschiedene Niveaus; der Chor lag eine Stufe über dem Schiff erhöht. Die Böden bestanden aus Mörtelguss mit Steinbett; von dem von Tress postulierten Plattenboden im Schiff konnte 1985 keine Spur mehr festgestellt werden. Ludwig Tress berichtete von zahlreichen radialförmigen und anders geformten Tuffsteinen, die er als Reste von Fenstergewänden und Zierwerk interpretierte. Leider sind uns davon keine Zeichnungen überliefert. 1985 fanden sich wohl nur Türgewändestücke, darunter auch ein gefaster, spitzbogiger Keilstein. Die westlich des Gebäudes aufgefundenen

Grundrisse der drei Kirchen von Gretschins. 1 Gräber (Skelette); 2 Grabplatten; A Chor 1; B Chor 2; C Chor 3; D Sakristei und Beinhaus; E Turm, gehört zur 2. und 3. Kirche.



9 Histor. Museum St. Gallen, Fasz. Wartau.

10 Brief vom 5. 12. 1948 von J. Kuratli an Dr. A. Roemer, Landammann des Kts. St.Gallen. Histor. Museum St. Gallen, Fasz. Wartau.

11 Bächler: *Tagblatt der Stadt St.Gallen* vom 30. 7. 1932, *Grabfunde bei der Ruine Wartau*; *Werdenberger & Obertoggenburger* vom 8. 8. 1932, *Grabfund bei der Ruine Wartau*. – Tress: *Werdenberger & Obertoggenburger* vom 21. 10. 1932. *Frühgeschichtliches vom Martinsberg zu Wartau*. – Poeschel: Nachlass Dr. h. c. G. Felder (Vadiana, St.Gallen). Für die freundliche Vermittlung bin ich Franziska Knoll-Heitz zu Dank verpflichtet.

12 *Nachrichten SBV* 1933–6.

13 Brief von G. Felder vom 30. 7. 1932 und Artikel von E. Bächler im *Werdenberger & Obertoggenburger* vom 8. 8. 1932.

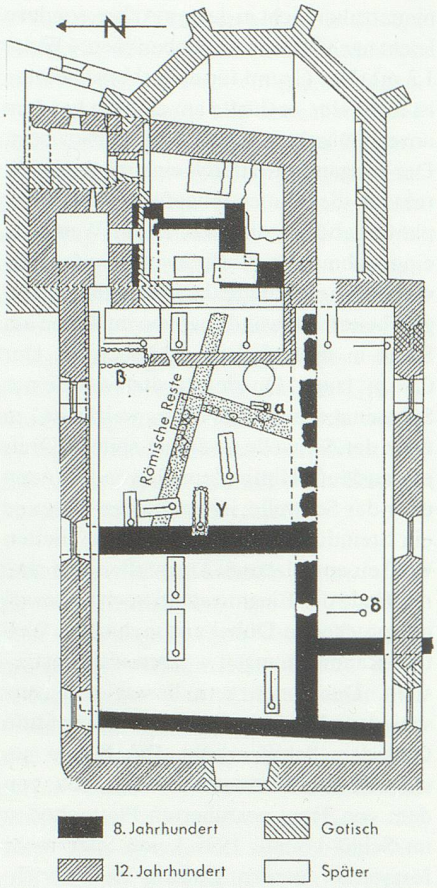
14 Bericht bei Kantonsarchäologie St.Gallen.

15 Kuratli 1950, S. 7–54.

16 Ein erster Vorbericht zu den Grabungen in: Primas 1986.

17 Begriffe zum Bau: *Chor* = Ost, *Eingang* = West, andere Seiten entsprechend.

18 *Werdenberger&Obertoggenburger* vom 21.10.1932.



Grundriss Bauphasen und Gräber der Kirche St.Justus in Flums.

Mauerreste lassen sich zu keinem klaren Bild zusammenfassen. Es könnte sich dabei um die Reste eines Vorzeichens und eines ummauerten Platzes (ca. 6,5 m mal 4,5 m) handeln. Südlich davon scheint der Begräbnisplatz gelegen zu haben, dessen Ausdehnung noch nicht bekannt ist.

Neue Datierungsversuche

Da vom Bau keinerlei schriftliche Quellen erhalten geblieben und auch keine datierenden Funde zum Vorschein gekommen sind, muss eine Datierung anhand typologischer Vergleiche erfolgen. Dabei ist zuerst zu überlegen, wo die Vergleichsbeispiele zu suchen sind. Die unterschiedlichen Interpretationen des Baues auf dem Ochsenberg durch Erwin Poeschel gründen bezeichnenderweise auf dem Vergleich mit Bauten aus verschiedenen Regionen (Graubünden bzw. Frankreich/Deutschland). Folgt man der Interpretation Poeschels, dass der Bau auf dem Ochsenberg aus dem Frühmittelalter stammt, so ist es wichtig, die kulturellen und politischen Grenzen im Frühmittelalter zu beachten. Der grösste Teil des St.Galler Rheintales, so auch Wartau, gehörte damals zur Raetia Curiensis, in der die spätrömischen Traditionen mehr oder weniger ungestört weiterlebten und die Bevölkerung hauptsächlich aus Romanen bestand.[19] Aus diesem Gebiet sind ca. 50 Fundstellen mit spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchenbauten bekannt[20], welche Grundrisse von ca. 70 verschiedenen Bauten liefern. Davon zeigen mehr als zwei Drittel eine oder mehrere Apsiden in verschiedenster Ausbildung. Gut ein Fünftel belegen einfache, rechteckige Saalbauten. Den Rest bilden Sonderformen (Rundbau, kreuzförmiger Bau) und zwei Bauten mit rechteckigem Chor. Diese zwei Bauten befinden sich beide im Seeztal: St.Justus in Flums[21] und St. Peter und Paul in Mels[22]. Die Kirche St. Justus (Bau I) besitzt ein rechteckiges, beinahe quadratisches Schiff und einen kleinen, quadratischen Chor, weiter sind eine Vorhalle und ein Südannex nachgewiesen. Datiert wird dieser Bau ins 8. Jh. anhand älterer Gräber der ersten Hälfte des 7. Jh. und der ersten schriftlichen Erwähnung im Reichsgutsurbar (Mitte 9. Jh.). Noch etwas früher ist der erste Bau von St. Peter und Paul in Mels zu datieren. Das Schiff ist querrechteckig, wobei es wiederum zum Quadrat neigt. Im Osten liegt ein kleiner, nicht ganz quadratischer Annex. Anhand der Beigaben in den zum Bau gehörigen Gräbern muss die Kirche spätestens um 550 n. Chr. errichtet worden sein. Vergleichen wir nun diese zwei Bauten mit dem Bau auf dem Ochsenberg, so sind kaum Ähnlichkeiten zu entdecken. Weder die Proportionen von Schiff und Chor noch die Relation zwischen beiden stimmen überein. Es ist deshalb mit Fug und Recht zu behaupten, dass es im frühmittelalterlichen Rätien keine Parallelen für unseren Bautyp gibt. Als Erwin Poeschel 1932 den Wartauer Bau ins Frühmittelalter datierte, bezog er seine Vergleichsbeispiele aus dem Gebiet westlich der Raetia Curiensis, welches im Frühmittelalter nicht mehr der Romania angehörte. Tatsächlich sind schon westlich des Walensees Kirchen mit eingezogenem, rechteckigem oder quadratischem Chor typisch für die frühmittelalterliche Zeit. Häufig bergen solche Bauten in ihrem Innern reich ausgestattete Gräber, welche meist als «Stiftergräber» bezeichnet werden. Die Beigaben lassen den Schluss zu, dass es sich bei den Bestatteten um Angehörige der germanischen Oberschicht gehandelt hat. Dieser Bautyp wird wegen seiner Häufigkeit im Westen und wegen seiner Verbindung mit germanischen Bestattungen oft als «westlich» bzw. «fränkisch» bezeichnet.[23] Nächste Vergleichsbeispiele sind die Alte Stadtkirche in Glarus (Bau I, ohne Bestattungen?), oder – besser erhalten – St. Martin in Schwyz (Bau I, mit z. T. reich ausgestatteten Gräbern).[24] In der Tat zeigen einige dieser Bauten eine gewisse Verwandtschaft mit dem Gotteshaus auf dem Ochsenberg. Ist

Die alte Dorfkirche St.Justus in Flums gehört zu den archäologisch interessantesten Kirchen der Gegend. (Foto Martin Peter Schindler.)

daraus nun zu schliessen, dass es sich beim Wartauer Bau um einen in die Romania verpflanzten «fränkischen» Bautyp handelt? Als Parallelfall dazu wäre dann der erste Bau von St. Justus in Flums zu nennen, der ebenfalls als «fränkisch» gilt. Nach den Ausgrabungen in Mels scheint dies jedoch nicht mehr haltbar zu sein. Die beiden Bauten zeigen so grosse Ähnlichkeit, dass man den Melser Bau als Vorbild für die Flumser Kirche annehmen möchte. Bei den in Mels bestatteten Personen, hier generalisierend als «Stifter» bezeichnet, handelte es sich aber nach der Analyse der Trachtbestandteile von Max Martin um Romanen! Die gesamte Anlage des Baus spricht zudem für ein Raumkonzept als Bestattungsraum mit angeschobener, kleiner Bestattungskammer. Die Deutung als «fränkisch» muss deshalb fallengelassen werden. Daraus ist nun zu schliessen, dass in der Raetia Curiensis die «fränkische» Bauform keine Verwendung fand, sondern nur Formen, die in der spätantiken Tradition verwurzelt waren. Somit kann auch aus diesem Blickwinkel der Wartauer Bau nicht ins Frühmittelalter datiert werden.

Hochmittelalterliche Kapellenformen

Der Bautyp des rechteckigen Schiffes mit eingezogenem, rechteckigem oder quadratischem Chor ist hingegen im Gebiet der Raetia Curiensis im Hoch- und Spätmittelalter weit verbreitet. In den katholischen Gegenden fand dieser Typ bis in die Neuzeit für kleinere Kapellenbauten Verwendung.[25] Aus dem 12. und 13. Jh. stammen zahlreiche Bauten.[26] Dazu gehören die beiden grössten Kirchen, die Kathedrale und St. Luzi in Chur. Auch Bauten des 14. und 15. Jh. sind gut bekannt.[27] Das Erscheinungsbild von Chor und Schiff dieser Bauten ist grossen Schwankungen unterworfen, chronologische Aussagen nur anhand der Bauform sind deshalb nicht möglich. Hier müssen formierte Bauteile und/oder schriftliche Quellen weiterhelfen. Generell ist aber festzuhalten, dass der Bau auf dem Ochsenberg zu einem Bautyp gehört, der im Gebiet der ehemaligen Raetia Curiensis vom späten 12. Jh. bis in die Reformationszeit (und darüber hinaus) gut vertreten ist. Weitere Argumente für eine Datierung des Baus in diese Zeitspanne liefern auch Details des Einganges, auch wenn die Zugehörigkeit zur postulierten ersten (und einzigen grossen) Bauphase nicht bewiesen ist. Neben dem spitzbogigen Gewände ist vor allem die Fixierung des Türrahmens mit Steindübeln interessant: Das älteste Vergleichsbeispiel stammt vom Wohnbau der Procha Burg und gehört in die erste Hälfte oder die Mitte des 12. Jh. Zwei solche Türlösungen, aus der zweiten Hälfte des 12. und aus der Mitte des 13. Jh., stammen von der Burg Schiedberg bei Sagogn GR; aus dem 13. Jh. diejenigen von der Burg Campell bei Sils i. D. GR und von der Rosenburg bei Luzein GR.[28] Spätere Beispiele sind mir nicht bekannt. Dies könnte sehr wohl auch quellenbedingt sein, da nach der Mitte des 13. Jh. nur noch wenige Burgen gebaut wurden und uns so sehr wenig Vergleichsmaterial vorliegt. An der Burg Wartau findet sich diese Türlösung jedoch nicht. Betrachtet man all diese Hinweise, so scheint es gut begründbar zu sein, das Gotteshaus auf dem Ochsenberg ins Spätmittelalter zu datieren. Von einer Frühdatierung ist sicherlich abzusehen.

Die Gräber bei der Kapelle

Ein zweites wichtiges Argument für eine Frühdatierung des Baues waren für Poeschel die danebenliegenden Bestattungen. Betrachtet man die übrigen fünf sicher fassbaren Kapellenbauten der Gemeinde Wartau, so ist von dreien (St. Oswald in Oberschan, St. Laurentius in Malans und St. Niklaus in Azmoos) bekannt, dass daneben bei Grabarbeiten bzw. Sondierun-

In minuziöser Kleinarbeit werden die Überreste früherer Siedlungen auf dem Ochsenberg freigelegt. (Foto Otto Ackermann.)

19 Vgl. dazu: H. Stricker, *Sprachgeschichte des oberen Rheintals*, in: *Werdenberger Jahrbuch* 1992, S. 9–35, insbes. S. 10–21.

20 Sennhauser 1971, 1979b, 1991; Schneider-Schnekenburger 1980.

21 Sennhauser 1971, S. 77, und Schneider-Schnekenburger 1980, S. 82–84.

22 I. Grüninger / B. Kaufmann, *Ausgrabung in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Mels SG*. – In: *Archäologie der Schweiz* 1988–4, S. 155–166; M. Martin, *Grabfunde aus der Kirche St. Peter und Paul in Mels SG*. – In: *Archäologie der Schweiz* 1988–4, S. 167–181.

23 So wird z.B. St. Justus in Flums von H. R. Sennhauser als «fränkisch» angesprochen. Schneider-Schnekenburger 1980, S. 83.

24 Glarus: H. R. Sennhauser, *Die ältesten Kirchen des Kantons Glarus*. – In: *Jahrb. Hist. Verein Kt. Glarus* 65 (1974), S. 46–100. Schwyz: H. R. Sennhauser, *Die Ausgrabungen in der Martinskirche zu Schwyz* 1965/66. – In: *Mitt. Hist. Verein Kt. Schwyz* 66 (1974), S. 9–26.

25 Die im folgenden aufgeführten Vergleichsbauten sind in den betreffenden Kunstdenkmälerbänden beschrieben. Ausnahmen: Marbach, St. Georg: Schneider-Schnekenburger 1980, S. 88–89. Stierva, St. Maria Magdalena: Clavadetscher 1986. Bad Ragaz, St. Leonhard: W. Vogler, *St. Leonhard bei Bad Ragaz*. – In: *Bündner Monatsblatt* 1982–5/6, S. 93–116.

26 Z. B. St. Justus in Flums SG (Bau II), St. Georg in Marbach SG (Bau III), St. Martin in Zillis GR (Bau III), die evang. Kirche in Jenaz GR (Bau I) oder St. Antonius in Mathon GR.

27 Evang. Kirche in Glaris GR, St. Cassian in Lantsch/Lenz GR, S. Bernardino in Mesocco GR, St. Georg in Rhäzüns GR, St. Maria Magdalena in Stierva GR oder St. Leonhard in Bad Ragaz SG.

28 Procha Burg: P. Frey, *Brochne Burg* (Gde. Wartau), *Nachrichten SBV* 1985–3. Schiedberg: Meyer 1977, S. 75 und Fig. 20, S. 82. Campell: Clavadetscher/Meyer 1984, S. 134–138. Rosenburg: Clavadetscher/Meyer 1984, S. 280.

Die Kapelle St.Cassian bei Lenz GR vermittelt einen Eindruck vom vermuteten Aussehen der Kapelle auf dem Ochsenberg. (Foto Martin Peter Schindler.)

gen Gräber gefunden wurden.[29] Jakob Kuratli bestritt jedoch den Zusammenhang von Gräbern und Kapelle, da er von der strengen Bestattungspflicht in Gretschins während und nach der Reformation ausging. Über die vorreformatorischen Zustände ist uns aber nur sehr wenig bekannt. Zudem liegen nun von vier der sechs Kapellen Nachrichten über Bestattungen vor, so dass die Annahme von Gräbern neben einer Kapelle nicht mehr abwegig erscheint. Das Bestattungsrecht scheint im allgemeinen nicht so restriktiv gehandhabt worden zu sein wie das viel wichtigere Tauf- oder Zehntrecht. Hinzu kommt noch, dass nicht bekannt ist, *wer* überhaupt bei den Kapellen bestattet werden durfte. Es könnte sich hierbei nur um eine kleinere Personengruppe (Stifter und Wohltäter) gehandelt haben. Bestattungen scheinen also neben spätmittelalterlichen Kapellen durchaus möglich zu sein.

Wie die Kapelle zum Namen kam

Als drittes Argument führte Poeschel das Patrozinium St. Martin für eine Frühdatierung an. Schriftliche Quellen zum Bau und seinem Patrozinium sind bis jetzt nicht bekannt. Als einziger «schriftlicher» Hinweis könnte der ursprüngliche Name des Ochsenberges, St. Martinsberg, gedeutet werden. Dieser ist bereits aus vorreformatorischer Zeit überliefert: Der eidgenössische Vogt in Sargans berichtete am 20. Februar 1500 an der Tagsatzung in Zürich über den Ertrag der Herrschaft Wartau.[30] Dabei wurden auch als Nutzen des Herrschaftsinhabers genannt: das Burgfeld (heute Herrenfeld), St. Martinsberg und für sechs Kühe Alpung. Die zweite Nennung stammt aus dem Jahre 1542 («sant marttisberg»).[31] Der Name scheint mit der Zeit in Ochsenberg umbenannt worden zu sein (Urbar 1754). Aus dem Namen St. Martinsberg wurde nun auf das Patrozinium der Kapelle zurückgeschlossen. Der Name allein lässt aber nicht nur diesen Schluss zu! Er könnte durchaus auch darauf hinweisen, dass der Berg einer Martinskirche oder -kapelle gehörte.

Über die Besitzverhältnisse auf dem Ochsenberg wissen wir praktisch nichts. Erst um 1500 erscheint er als zur Burg gehörig. Es ist durchaus anzunehmen, dass der Berg schon immer zur Burg gehörte, dies vor allem aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen. In diesem Fall könnte tatsächlich auf das Patrozinium zurückgeschlossen werden. Es bleiben aber im Moment noch so zahlreiche Fragen zur Kapelle offen, dass man sich wohl besser noch nicht festlegen sollte. Dass St. Martin nur auf frühmittelalterliche Zeitstellung schliessen lasse, wird durch einen Blick auf Martinskirchen und -kapellen in Graubünden und dem St. Galler Rheintal widerlegt. Zwar stammt etwa die Hälfte aus dem Frühmittelalter, der Rest aber aus dem Hoch- und Spätmittelalter. Besonders bei den Kapellen, welche meist von Einzelpersonen oder Personengruppen gestiftet wurden, ist es sehr schwierig, einen «roten Faden» in der Wahl des Patroziniums zu erkennen. Der Bau auf dem Ochsenberg ist somit auch nicht wegen seines (vermuteten) Patroziniums ins Frühmittelalter zu datieren. Damit entfällt für das Gotteshaus auf dem Ochsenberg das Primat der «ersten Kirche» in der Gemeinde Wartau, es handelt sich vielmehr um eine hoch- bis spätmittelalterliche Kapelle – und gleichzeitig gibt es auch kein frühmittelalterliches «Kirchenkastell» auf dem Ochsenberg mehr.

Das Äussere der Kapelle

Über das Aussehen des Baus wissen wir sehr wenig, er dürfte sich recht bescheiden präsentiert haben. Seine Grösse entspricht kleinen Kapellenbauten, wie z. B. Lenz / Lantsch GR, St.Cassian. Die Kapelle St.Laurentius in Malans war hingegen mit 15 m mal 6,8 m gut doppelt so gross! Hinweise zur Rekonstruktion des aufgehenden Mauerwerks besitzen wir nur wenige. Der wichtigste Punkt, der über das äussere Erscheinungsbild des Baues entscheidet, ist die Frage, ob zwischen Chor und Schiff eine Firstlinie oder zwei verschiedene Dächer anzunehmen sind. Da das Gelände stark nach Osten abfällt, dürfte eine Lösung – entsprechend St. Cassian – mit zwei verschiedenen Dächern optisch befriedigender sein. Das Dach dürfte mit Schindeln gedeckt gewesen sein. Die Befensterung war wohl recht spärlich. Der Chor besass wahrscheinlich ein zentrales Fenster auf der Kapellenachse, vielleicht noch eines in der Chorsüdwand. Das Schiff war möglicherweise sogar fensterlos, andernfalls wären ein bis zwei Fenster anzunehmen. Die Fenster dürften von kleiner und bescheidener Form gewesen sein. Im Innern sind die beiden Mörtelböden belegt. Über die Ausbildung des Chorbogens (rund- oder spitzbogig), über eine allfällige Wölbung des Chores und über den Standort des Altares wissen wir nichts.

Auch im Hochmittelalter gehörte St.Martin zu den beliebtesten Heiligen. Bildtafel der hochromanischen Bilderdecke in Zillis GR.

Eine Burgkapelle?

Neben dem Problem des Patroziniums stellt sich noch ein zweites: das Verhältnis von Burg zu Kapelle. Nach der Neudatierung der Kapelle sind beide Bauten nun in etwa gleichzeitig. Um über dieses Verhältnis wirklich diskutieren zu können, bräuchte es zahlreiche weitere, uns heute nicht zur Verfügung stehende Informationen: Erstens müsste mehr über die innere Organisation der Burg bekannt sein, die in ihrem ausgedehnten Bering wohl einige Gebäude aufwies. Gab es hier z. B. auch eine Burgkapelle? Zweitens müsste mehr über die hoch- und spätmittelalterliche Nutzung des Ochsenberges bekannt sein. Standen neben der Kapelle noch weitere Gebäude? Vergleichsbeispiele für eine ähnliche topographische Situation mit Burg und Kirche fehlen in Graubünden und im St. Galler Rheintal. Meist befindet sich die Kapelle im Innern der Burg, wobei sie hier keinen festen Platz besitzt, sondern je nach Raumangebot verschoben wird. Eine Ausnahme bildet die Kapelle St. Luzius bei der Burg Steinsberg bei Ardez GR.[32] Diese liegt nämlich nicht direkt in der Burg, sondern etwas tiefer, aber immer noch auf dem Burghügel, am Zugang zur Burg, für jeden Ankömmling gut sichtbar. Diesen Aspekt des «Gesehenwerdens» könnte man auch zur Interpretation der Wartauer Kapelle beiziehen, liegt diese doch an einem höchst markanten Punkt. Die Kapelle könnte somit, neben der hoch aufragenden und weitherum sichtbaren Burg, als Zeichen für die Herrschaft bzw. für den Herrn von Wartau gedient haben, der neben der weltlichen Macht auch die Kollatur der Kirche Wartau besass. Dies wird noch dadurch unterstützt, dass die Kirche in Gretschins an einem unscheinbaren, ja beinahe versteckten Ort steht und vom Tal her kaum gesehen werden kann. Im Moment sind aber noch so viele Fragen offen, dass keine fertige Lösung angeboten werden kann. Die hier vorgetragenen Gedanken sollen nur eine Anregung zu weiterer Forschungsarbeit im Feld und im Archiv sein. Besonders letztere kann sehr gut auch von Lokalhistorikern geleistet werden.

Die älteste Gretschinser Pfarrkirche

Nachdem nun das Gotteshaus auf dem Ochsenberg als erste Kirche der Gemeinde Wartau ausfällt, müssen die Anfänge des Baus in Gretschins nochmals genauer untersucht werden. Die Datierungen des zweiten und dritten Baues (2. Hälfte 13. Jh. und 1493) durch Erwin Poeschel sind sicher korrekt. Beim ersten Bau kann heute aber auf bedeutend mehr Vergleichsmaterial zurückgegriffen werden, so dass eine Neubeurteilung sinnvoll erscheint. Die Verbreitung dieses einfachen Bautyps im Raum Graubünden ist von Hans Rudolf Sennhauser grösstenteils zusammengestellt worden.[33] Die datierbaren Einzelbauten streuen vom 5./6. Jh. bis ins 9. Jh., wobei bereits die frühesten Bauten Zungenmauern aufweisen. Die Wartauer Kirche ist am besten mit dem ersten Bau der Kirche St. Maria Magdalena in Stierva GR vergleichbar. Auch hier sind zwei Zungenmauern anzunehmen, und der Altar stand ebenfalls im Apsisscheitel. Urs Clavadetscher datiert den Bau anhand der ersten Nennung der Kirche im Reichsgutsurbar in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts. Auch die Bauabfolge (ca. 300 bis 400 Jahre pro Kirchenbau) ist mit Stierva gut vergleichbar, wobei sich diese grobe Rechnung auch bei anderen Bauten bestätigt. Die alte Datierung Poeschels (um 1000) kann deshalb gut begründet zugunsten einer Datierung ins 8./9. Jh. aufgegeben werden. In Gretschins stand also wohl seit karolingischer Zeit ein Gotteshaus, das als die ursprüngliche Pfarrkirche der Gemeinde Wartau zu betrachten ist.

Dem Hl. Mauritius ist die Kirche in Cumbels GR geweiht; das Altarbild stammt aus dem 17. Jahrhundert.

Der Kirchenpatron kam nicht vom Ochsenberg

Zum Schluss bleibt noch die Theorie des «Umzugs» des Patrons St. Martin vom Ochsenberg nach Gretschins zu diskutieren. Sie stützt sich ja auf die Meinung, dass sowohl der Bau auf dem Ochsenberg als auch derjenige in Gretschins dem Hl. Martin geweiht gewesen sei. Der Hl. Martin gilt bereits in den Geschichtswerken von August Naef (1867) und Nikolaus Senn (1883) als Patron der Kirche, wobei beide dafür keine Quelle angeben. Die älteste Nennung, welche wegen ihrer weiten Verbreitung wohl auch die Quelle für beide Autoren bildete, findet sich im Monumentalwerk von Arnold Nüscheler über die Gotteshäuser der Schweiz.[34] Interessant ist die Quellenangabe Nüschelers: «Federer, aus einem Msc. von alt-Statth. Galatin in Mels.» Josef Anton Sebastian Federer (1793 bis 1868)[35], Pfarrer und Dekan in Ragaz, scheint sich nach seinem Rückzug ins Privatleben ganz im Sinne eines gelehrten Mannes des 19. Jhs. auch mit Lokalgeschichte beschäftigt zu haben, jedenfalls erscheint er im Werk Nüschelers als eifriger Informant. Die Angabe zu Wartau entnahm er dem Nachlass von Johann Baptist Gallati (1771–1844), einer äusserst schillernden Figur.[36] Neben der Politik beschäf-

29 Zu den Wartauer Kapellenbauten: Kuratli 1950, S. 82–104.

30 *Eidgenössische Abschiede* III–2, Nr. 4d und 4e.

31 N. Senn, *Chronika der Veste und Herrschaft Wartau*, Buchs 1883, Nr. 22.

32 Clavadetscher/Meyer 1986, S. 192–195.

33 St. Stephan in Chur (5. Jh.); Pfrundhaus-Nordkirche in Schiers GR (6./7. Jh.); Grepault bei Trun GR (Bau I, 7. Jh. ?); St. Maria Magdalena in Stierva GR (Bau I, 8./9. Jh.); S. Carpoforo bei Mesocco (Bau I, 8./9. Jh. ?); S. Cassian bei Lantsch/Lenz (Bau I, undatiert); St. Nikolaus bei Bad Ragaz SG (undatiert). – Literatur: Sennhauser 1979b, Abb. 6. Neu: Chur, St. Stephan: W. Sulser/H. Claussen, *St. Stephan in Chur*, Veröff. Inst. für Denkmalpflege ETH Zürich Bd. 1, Zürich 1978. Stierva, St. Maria Magdalena: Clavadetscher 1986. Lantsch / Lenz, St. Cassian: H. Erb, *Funde aus dem Boden*, Schriftenreihe Rätisches Museum Chur 1 (1965), S. 21. Zu diesem Typ gehört angeblich auch die «Merowingische Steinkirche» von St. Martin in Eschen FL. G. Malin, *Die frühesten Bauten von St. Martin in Eschen*. – In: *Festschr. Müller*, S. 105–126, bes. 118–120.

34 A. Nüscheler, *Die Gotteshäuser der Schweiz*, Bd. 1 *Bistum Chur*, Zürich 1864, S. 11. Das Patrozinium «St. Martin» wird bezeichnenderweise bei A. Naef, *Archiv St.Gallischer Burgen und Edelsitze*, Bd. III (1845), noch nicht genannt!

35 HBLS III, S. 127–128.

36 J. Geel, *Statthalter Johann Baptist Gallati von Sargans 1771–1844*. – In: *Neujahrsblatt Hist. Verein Kt. St. Gallen* 1920.

tigte sich Gallati mit der Geschichte, wobei er auf das grosse Privatarchiv seiner Familie (Landschreiber der Grafschaft Sargans von 1587–1750) zurückgreifen konnte. Wegen seiner politischen Gesinnung und seines ökonomischen Unvermögens endete er als «verlotterter Bauer und Winkeladvokat». Sein Nachlass bestand aus «Stössen kunterbunt durcheinandergewürfelter Blätter». Diese Quelle scheint also sehr zweifelhaft zu sein. Zudem stammt sie aus zweiter Hand, so dass die Gefahr einer falschen Zuweisung oder einer falschen Lesung (z. B. Martinus statt Mauritius!) nochmals steigt. Es ist demnach also festzuhalten, dass uns für die Zeit vor der Weihe der Kirche von 1493 zu Ehren des Hl. Mauritius keine Hinweise zum Patrozinium der Kirche in Gretschins bekannt sind. Es besteht aber kein zwingender Grund, weshalb das Patrozinium gewechselt haben sollte. Der Hl. Mauritius ist jedenfalls in der Raetia Curiensis bereits im Reichsgutsurbar aus der Mitte des 9. Jh. belegt.[37]

Abschliessend kann zur Kirche in Gretschins folgendes gesagt werden: Ihre Baugeschichte reicht sicher bis ins 9. Jh. zurück. Sie ist damit der älteste Kirchenbau in Wartau. Über ihr Patrozinium erfahren wir erst anlässlich ihrer Weihung 1493 Genaueres, sie war dem Hl. Mauritius geweiht. Für den immer wieder beschriebenen Patroziniumswechsel von Martin zu Mauritius gibt es keine Anhaltspunkte. Die Kapellenbauten der Gemeinde Wartau stammen alle ohne Ausnahme aus dem Hoch- bis Spätmittelalter.

Wir wollen aber noch einen Moment im Frühmittelalter verweilen: Wie oben gesehen, konnte Erwin Poeschel dem von ihm postulierten «Kirchenkastell» Wartau zahlreiche Vergleichsbeispiele aus Graubünden zur Seite stellen. Ihnen sei etwas näher nachgegangen, da eine intensivere Beschäftigung auch hier wieder erstaunliche Ergebnisse zeigt. Diese Untersuchung hat eine ganz konkrete Beziehung zu Wartau. Auf dem Ochsenberg wurden ja auch frühmittelalterliche Siedlungsreste entdeckt.[38] Diese können hier in einen weiteren historischen und forschungsgeschichtlichen Rahmen gestellt werden. Die Untersuchung wird zeigen, wie wichtig mit neuesten archäologischen Methoden ausgegrabene Plätze in der Diskussion um frühmittelalterliche Befestigungen sind. Damit erweist sich der Ochsenberg erneut als Fundstelle von überregionaler Bedeutung.

Die Theorie der «Kirchenkastelle» von Poeschel

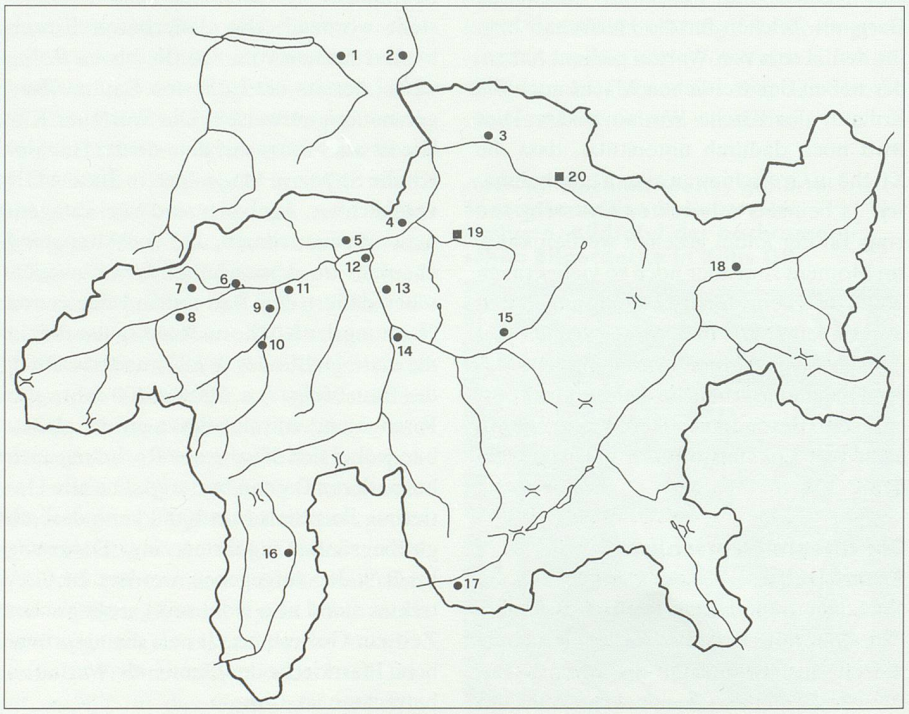
Die Vorstellung von «Volksburgen»

Der Begriff des «Kirchenkastells» stammt von Erwin Poeschel und wurde von ihm in seinem legendären «Burgenbuch von Graubünden» von 1930 eingeführt. Im ersten Kapitel dieses Buches versuchte Poeschel, den Vorgängern der hochmittelalterlichen Adelsburg in Graubünden nachzuspüren. Die darin getätigten Überlegungen sind sowohl für den eigentlichen Begriff des «Kirchenkastells» als auch für den gesamten gedanklichen Hintergrund seiner Entstehung so zentral und bis heute grundlegend geblieben, dass eine ausführlichere Zusammenfassung gerechtfertigt erscheint.

Das Schlüsselwort in den Überlegungen Erwin Poeschels heisst Kontinuität. Er nahm nämlich eine ungebrochene Kontinuität zwischen der vor- und frühgeschichtlichen und der hochmittelalterlichen Befestigung an. Diese Kontinuität beruhe «auf dem autochthonen Element, dem dauernden Schutzbedürfnis des ansässigen Volkes»[39]. Das «Volk» bezeichnete er als den in der Frühzeit dominierenden Faktor, im Gegensatz zur adligen Führungsgruppe im Hochmittelalter. Deshalb nannte er diese frühen Befestigungen auch «Volksburgen» oder «Dorf- und Talschaftskastelle». Sie seien «Zufluchts- und Stützpunkt (gewesen) einer anonymen Gemeinschaft, der Tal- oder der Dorfleute, die hier *die* Burg haben für den Kampf, wie sie *den* Wald und *die* Allmend haben in den Tagen des Friedens».[40]

Die angenommene Kontinuität glaubte Poeschel anhand verschiedener Punkte beweisen zu können. Die wichtigsten davon sind: 1. Orts- und Flurnamen. Er stützte sich hier auf Namen der romanischen und vorromanischen Sprachschicht. Da z. B. die vorromanische Bezeichnung «Padnal» auch hochmittelalterlichen Burgstellen anhaftet, hielt er die Kontinuität zwischen

Karte der im Text erwähnten «Kirchenkastelle» und «Fluchtburgen» nach Poeschel und Clavadetscher/ Meyer.
«Kirchenkastelle» (●): 1. Berschis SG, St.Georg. 2. Wartau SG, Ochsenberg. 3. Seewis i. P. GR, Solavers. 4. Felsberg GR. 5. Trin GR, Hohentrins/Crap S. Pargazi. 6. Waltensburg/Vuorz GR, Jörgenberg. 7. Breil/Brigels GR, S. Sievi. 8. Trun GR, Grepault. 9. Vella GR, Pleif. 10. Surcasti GR. 11. Castrisch GR, Castrisch. 12. Rhäzüns GR, St. Georg. 13. Paspels GR, St. Lorenz. 14. Sils i. D. GR, Hohenrätien/Hochrialt. 15. Schmitten GR, St.Luzius. 16. Mesocco GR, Mesocco. 17. Bondo GR, Castelmur. 18. Ardez GR, Steinsberg.
«Fluchtburgen» (■): 19. Castiel GR, Carschlingg. 20. Luzein GR, Castels.



Urgeschichte und Mittelalter für bewiesen. 2. Prähistorische Bodenfunde von Burgstellen. Diese Funde sollten die ununterbrochene Belegung des Burgareals seit urgeschichtlicher Zeit belegen. 3. Die äussere Form. Poeschel bezeichnete die grosse räumliche Ausdehnung als typisch für frühe Befestigungen. Diese seien so gross gewesen, um «in Kriegszeiten die Bevölkerung nicht nur eines Dorfes, sondern bisweilen einer ganzen Talschaft mit Vieh und Fahrnis aufzunehmen.»[41] Durch die Übernahme der Anlage durch den Adel habe zwar der Besitzer gewechselt, die ausgedehnte Form verrate aber noch die alte Anlage. 4. Kultstätten bzw. Kirchen. Auf diesen Punkt legte Poeschel besonderes Gewicht. Viele der von ihm als alt gedeuteten Anlagen beherbergen nämlich in ihren Mauern Gotteshäuser. Gerade bei diesen vermutete er eine Kultkontinuität seit urgeschichtlicher oder römischer Zeit.[42] Als Patrone dieser Gotteshäuser treten u. a. die Heiligen Georg, Maria, Johannes Baptist und Lorenz auf. Diese hielt Poeschel für besonders alt. Er rechnete deshalb diese Gotteshäuser zur Schicht der ältesten christlichen Kultbauten und datierte sie in die Zeit der Christianisierung. Als weiteren Hinweis auf das hohe Alter der Gotteshäuser führte er auch ihren z. T. grossen Pfarrsprengel an, der für eine einfache hochmittelalterliche Burgkapelle nicht möglich sei. All diese Einzelhinweise deutete nun Erwin Poeschel dahingehend, dass die Kirche vor der hochmittelalterlichen Burg bestanden habe, sie sei aber nicht ungeschützt gewesen, sondern habe in einer «Volksbefestigung» gestanden. Sie war aber für ihn nicht nur einfach Bestandteil dieser frühen Befestigung, sondern sie war der wichtigste Punkt: Die Kirche «beherrscht die Burg so sehr, dass die Bezeichnung 'Kirchenkastell' wohl angebracht ist».[43] Damit war der Begriff des «Kirchenkastells» geboren! Poeschel verwendete ihn von nun an konsequent im Burgenbuch. Der Begriff entstand wohl in Anlehnung an die hoch- bis spätmittelalterlichen Kirchenburgen, welche in ganz Europa verbreitet sind. Durch die neue Namensschöpfung sollte die Besonderheit der frühmittelalterlichen Datierung betont werden.

Fassen wir die Charakteristika eines «Kirchenkastells» im Sinne der Definition Erwin Poeschels zusammen: Ein «Kirchenkastell» ist eine räumlich ausgedehnte «Volksbefestigung» mit einer Kirche als Zentrum. Diese ist Missions- und Pfarrkirche, das «Kastell» dient als «Fluchtburg» für die einheimische Bevölkerung. Zeitlich gehören diese Anlagen in die Spanne zwischen dem 5. und 11. Jh. Als Musterbeispiele gab Poeschel die Burgen Jörgenberg bei Waltensburg/Vuorz und Hohenrätien/Hochrialt bei Thusis an.

Die Archäologie bestätigt scheinbar die Theorie

1932 ergänzte Erwin Poeschel seine Aussagen zu den Kirchenkastellen nach den Restaurierungsarbeiten auf den Burgen Jörgenberg und Hohentrins/Crap Sogn Pargazi bei Trin.[44] Beide Anlagen wurden unter Eugen Propst und unter der örtlichen Leitung von Ludwig Tress ausgegraben. Die Archäologie war zum weiteren Beweismittel geworden. Auf Jörgenberg zeigte die Georgskirche in der Burg angeblich einen frühmittelalterlichen Grundriss. Auch Bestattungen wurden gefunden, nebst einer älteren Ringmauer. Diese Elemente zog nun Poeschel bedenkenlos zum Bild eines «Kirchenkastells» zusammen. Auf Hohentrins entdeckte man wiederum ein Gotteshaus, das Poeschel anhand eines merkwürdigen Anbaus mit Ziegelmörtelbelag in früheste Zeit datierte. Somit war auch diese Kirche älter als die Burg, die Benennung als «Kirchenkastell» drängte sich geradezu auf. Besonderen Wert legte Poeschel auch auf das Phänomen, dass diese «Kirchenkastelle» vor allem im Gebiet Graubündens verbreitet seien. Er nannte sie deswegen «rätische Kirchenkastelle».

«Kirchenkastelle» und Talpfarreien

Den nächsten wichtigen Beitrag lieferte 1937 Hercli Bertogg, Pfarrer in Trin. In seiner Dissertation stellte er nämlich fest, dass die frühesten urkundlich fassbaren Pfarreien am Vorder- und Hinterrhein immer grosse Grundeinheiten, sog. Grosspfarreien, bildeten.[45] Ihren Ursprung sah er in den Gotteshäusern der «Kirchenkastelle». Es muss aber angemerkt werden, dass nur gerade für Hohenrätien auch tatsächlich Hinweise darauf vorhanden sind, die andern wurden in Analogie erschlossen. Mit der Aufnahme der «Kirchenkastelle» in die Kirchengeschichte Graubündens sind diese Befestigungen zu einem wichtigen Zeugen frühen Christentums in Churrätien geworden.[46]

Mit diesen drei Beiträgen sind die Charakteristika der «rätischen Kirchenkastelle» und ihre Geschichte praktisch bis heute umschrieben. Nicht etwa, dass diese Anlagen in Vergessenheit geraten wären! In vielen Artikeln und Büchern werden sie beschrieben und erwähnt, von den Lokalhistorikern als «bündnerische Besonderheit» gefeiert und von angesehenen Historikern sogar mit «weltgeschichtlichen» Ereignissen verbunden.[47] Eigentliche Beiträge zur weiteren Erforschung oder gar eine kritische Durcharbeitung der Fakten wurden aber nicht oder nur ansatzweise getätigt.

Erste Zweifel an der Theorie

In seinem 1976 erschienenen Artikel «Die Burgen im mittelalterlichen Rätien» behandelte Otto P. Clavadetscher auch kurz die «Kirchenkastelle». Er definierte sie wiederum als räumlich ausgedehnte, als Fluchtburgen benützte Befestigungen in gut geschützten Lagen mit einer frühmittelalterlichen Kirche. Die von Poeschel postulierte Kontinuität zwischen urgeschichtlicher und frühmittelalterlicher Belegung verneinte er mit dem Hinweis auf die verbesserte Chronologie der Urgeschichte. Clavadetscher wies weiter darauf hin, dass zuverlässige Angaben zu diesen «Kirchenkastellen» nicht möglich wären,

37 BUB I, S. 392.

38 Primas 1986.

39 Poeschel 1930, S. 23.

40 Poeschel 1930, S. 16.

41 Poeschel 1930, S. 25.

42 Ebd., S. 19.

43 Poeschel 1930, S. 22.

44 E. Poeschel, *Über Frühmittelalterliches aus Graubünden*. – In: *Bündner Monatsblatt 1932, S. 2–13.*

45 H. Bertogg, *Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinden am Vorder- und Hinterrhein*, Diss. Zürich, Chur 1937.

46 Vgl. dazu Dalbert Peter, *Bündner Kirchengeschichte*, Teil 1, Chur 1982, S. 23–25.

47 Auswahl: E. Poeschel, *Frühchristliche und frühmittelalterliche Architektur in Churrätien*, Akten III. Intern. Kongress für Frühmittelalterforschung, Olten/Lausanne 1954. – In: I. Müller, *Die rätischen Pfarreien des Frühmittelalters, Schweiz. Zeitschr. für Geschichte* 12 (1962), S. 449–497. – In: H. Büttner / I. Müller, *Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum*, Einsiedeln 1967. Chr. Walther, *Die rätischen Kirchenburgen*. – In: *Terra Grischuna* 40 (1981)–4, S. 234–238. Zur Verbindung mit «weltgeschichtlichen» Ereignissen: O. P. Clavadetscher, *Churrätien im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter nach den Schriftquellen*. – In: *Von der Spätantike zum frühen Mittelalter* (Hg. J. Werner / E. Eugen), *Vorträge und Forschungen* Bd. 25, Sigmaringen 1979, S. 159–178, bes. S. 169 und Anm. 64 und 68.

da sie zu wenig gut untersucht seien. Deshalb könnten die einzelnen Anlagen nicht mit gewissen historischen Ereignissen in Verbindung gebracht werden. «Ebenfalls ist es nicht möglich, sie irgendwie in die Verfassungs- und Ständegeschichte einzuordnen.»[48] Dies bedeutet, dass Poeschels Ausführungen zum «Volk» als Bauherrn der Befestigungen, zur Verwendung als «Dorf- oder Talschaftskastelle» mit keinerlei historischen Fakten unterstützt werden können und deshalb abzulehnen sind.
Ganz aus dem Sprachgebrauch hat Hans Rudolf Sennhauser die «Kirchenkastelle» 1979 genommen.[49] Er ersetzte sie durch die allgemeinere «Fluchtburg». Inhaltlich entsprechen diese «Fluchtburgen» jedoch den «Kirchenkastellen». Somit wurde mit diesem Namenswechsel nichts gewonnen, da auch die Bezeichnung «Fluchtburg» stark mit veralteten Inhalten verbunden ist.
Eine Neubeurteilung der Geschichte und Entstehung der hochmittelalterlichen Burg bietet «Das Burgenbuch von Graubünden» von Otto P. Clavadetscher und Werner Meyer von 1984. Besonders die einleitenden Kapitel über die geschichtlichen Hintergründe und die Entwicklung des Burgenbaus sollen die Ausführungen Poeschels von 1930 ersetzen. Die beiden Autoren definieren die hochmittelalterliche Burg als Herrschaftszentrum in Vereinigung mit adeligem Wohnsitz, Landwirtschaftsbetrieb und Befestigungsanlage und betonen, dass diese Burg als Gesamterscheinung keine Vorläufer besitze. Demnach kann man bei einer Entwicklungsgeschichte des Burgenbaus nur von einer Entwicklungsgeschichte der Befestigungsanlagen sprechen. Befestigungsanlagen gibt es in Graubünden seit urgeschichtlicher Zeit, eine Kontinuität zwischen diesen und mittelalterlichen Burganlagen im Sinne Poeschels lehnen sie jedoch ab. Als Neuerung des Befestigungswesens im Frühmittelalter und als typisch für Churrätien nennen sie das «Kirchenkastell». Sie definieren es als «refugiale, nur temporär benutzte Wehranlage mit dauernd benütztem Sakralbezirk, bestehend aus Kirche und Begräbnisplatz».[50] Die Autoren weisen jedoch darauf hin, dass keine der als «Kirchenkastell» angesprochenen Anlagen archäologisch einwandfrei untersucht ist.

Ein Begriff machte Geschichte

Der rote Faden der vergangenen 60 Forschungsjahre heisst Kontinuität. Die These Poeschels, dass es «Kirchenkastelle» im frühmittelalterlichen Churrätien gegeben habe, wurde nie bezweifelt oder nachgeprüft. Bis in die späten siebziger Jahre galten seine Ausführungen als absolut; erst damals begann man seine Äusserungen kritischer zu betrachten, insbesondere den Aspekt der postulierten ungebrochenen Kontinuität zwischen urgeschichtlicher und mittelalterlicher Befestigung. Der zentrale Punkt, die Existenz der «Kirchenkastelle», wurde nie richtig angegangen, obwohl man in den neueren Beiträgen ein Unbehagen oder eine Unsicherheit gegenüber diesen Anlagen herauszuspüren meint. Diese Stagnation der Forschung ist einerseits sicher auf die dominante Rolle Erwin Poeschels und seiner Werke zurückzuführen («Was im 'Poeschel' steht, stimmt!»). Man würde ihm aber bestimmt nicht gerecht werden, wenn man auch in Zukunft aus Pietät oder alter Gewohnheit die «Kirchenkastelle» ungeprüft tradieren würde.
Im folgenden soll deshalb untersucht werden, ob sich Poeschels These der «Kirchenkastelle» auch noch heute mit guten Gründen vertreten lässt. Zuerst sollen noch kurz die einzelnen Etappen der Forschung kommentiert werden.

Kritischer Kommentar zur bisherigen Forschung

Über die von Poeschel postulierte ungebrochene Kontinuität zwischen urgeschichtlicher und mittelalterlicher Befestigung braucht nicht mehr diskutiert zu werden, sie besteht nicht. Die grosse Bedeutung des «Volkes» in den Ausführungen Poeschels («Volksburg» etc.) ist wohl als Zeiterscheinung des frühen 20. Jh. zu betrachten, konkrete Hinweise darauf fehlen nämlich ganz. Interessant ist aber, dass sich diese Ideen bis in unsere Zeit halten konnten. Wahrscheinlich ist dies auf ein gesamteidgenössisches Geschichtsbild zurückzuführen, das in Anlehnung an (vermeintlich) innerschweizerische Verhältnisse als Ausgangspunkt der mittelalterlichen Geschichte eine Gemeinschaft von freien Bauern (das «Volk») propagiert. Dass die Verhältnisse im frühmittelalterlichen Rätien aber ganz anders aussahen, haben die zahlreichen Untersuchungen Otto P. Clavadetschers gezeigt.[51]
Zur Kultkontinuität ist folgendes zu sagen: In keinem «Kirchenkastell» sind bis jetzt Reste eines vorgeschichtlichen oder römischen Heiligtums entdeckt worden. Das Problem der «alten» Patrozinien konnte am Fall Wartau durchexerziert werden: Das Patrozinium selbst ist noch lange nicht Beweis genug für ein hohes Alter der Kirche, es bedarf dazu unbedingt noch der Bestätigung durch schriftliche Quellen oder archäologische Befunde. Ähnlich verhält es sich mit der Bezeichnung der «Kastellkirchen» als Urpfarrei- oder Mutterkirchen. Die Patroziniumsforschung in Graubünden stützt sich einerseits auf «alte» Patrozinien, andrerseits auf die archäologische bzw. kunsthistorische Forschung (sprich: auf Poeschel!), so dass sie keineswegs als unparteiische Beweisquelle betrachtet werden kann. Die Ausgrabungen in den «Kirchenkastellen» Graubündens wurden hauptsächlich in den 30er Jahren durchgeführt. Wie schon am Beispiel der Wartau erläutert, sind diese Grabungsergebnisse mehr als problematisch. Sehr oft wurde unsachgemäss freigelegt und konserviert. Die «ergrabenen» Befunde wurden zudem nicht aus sich selbst heraus erklärt, sondern sofort in ein feststehendes, starres Schema gezwängt. Dies führte auch dazu, dass Pläne «berichtigt» oder nach den Grabungen Befunde herbeigeredet wurden, die während der Untersuchungen gar nie festgestellt worden waren. Eine blosse Verwendung der publizierten Grabungsberichte ohne intensives Archivstudium der Pläne, Fotos, Tagebücher etc. ist von vornherein als ungenügend abzulehnen.
Die Forschung nach Poeschel beschränkte sich grösstenteils auf die Wiederholung von bereits vorgebrachten Argumenten. Der Begriff der «Fluchtburg» bzw. des «Kirchenkastells» wurde dabei auch auf neu gegrabene Plätze angewendet, obwohl man aus den Grabungsergebnissen eigentlich zu neuen, andersartigen Aussagen hätte kommen können.
Wegen dieser unbefriedigenden Situation sollen im folgenden die wichtigsten historischen und archäologischen Quellen zu einigen frühmittelalterlichen Befestigungen in der ehemaligen Raetia Curiensis kurz vorgestellt und erläutert werden. Damit ist auch der Versuch verbunden, ein neues Bild dieser Anlagen zu zeichnen. Die Quellen sind alle schon seit langem bekannt und bereits von Poeschel in seinem Burgenbuch genannt und mit den «Kirchenkastellen» in Verbindung gebracht worden.

Befestigungen in den schriftlichen Quellen des Frühmittelalters

Das Tello-Testament

Die erste schriftliche Nennung einer Befestigung stammt aus dem sog. Tello-Testament[52], einer für Graubünden äusserst wichtigen Urkunde. In diesem Testament vom 15. 12. 765 vermachte der Praeses[53]-Bischof Tello von Chur dem Kloster Disentis seine Familiengüter.[54] Die zu behandelnde Textstelle ist für die gesamte Diskussion von grosser Bedeutung, da sie die einzige ausführlichere Beschreibung einer frühmittelalterlichen Befestigung in Graubünden ist. Der Grossteil der von Tello vermachten Güter lag in der Gruob um Sagogn, wo seine Familie ihr Güter- und Machtzentrum besass. Der Kristallisationspunkt dieser Besitzungen war der grosse Hof bei Sagogn. Nach seiner Beschreibung wird im Text eine Befestigung genannt: «Item in castro sala muricia, subter cellaria, torbaces in ipso castro quantum ad me legitime pertinet, omnia ex integro» (Ferner im «castrum» ein gemauertes Haus, darunter Vorratsräume, und (auch) Scheunen in jenem «castrum», soviel mir rechtens gehört, dies alles ohne Ausnahme).[55] In der Befestigung bei Sagogn standen also ein gemauertes, zweistöckiges Herrenhaus (im Erdgeschoss Vorratsräume, im Obergeschoss wohl Wohnräume) und mehrere Speicher. Das «castrum» wird heute mit der Burgstelle Schiedberg identifiziert.[56]

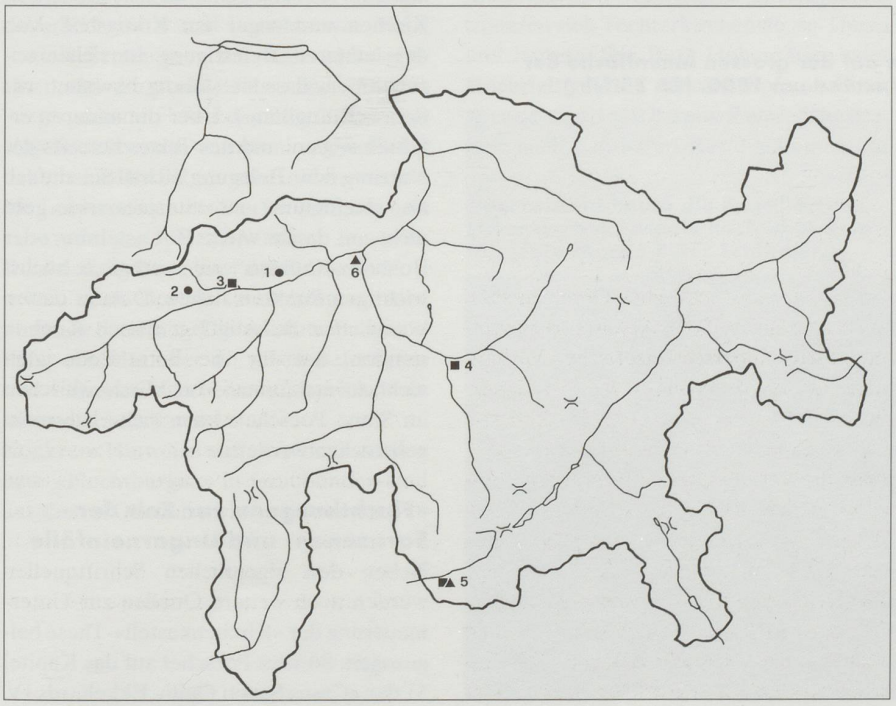
Uns interessieren hier die Fragen nach der Art der Burg («Fluchtburg»?) und dem Besitzer («Volk»? Tello?). Die Diskussion ist sehr schwierig, da die Stelle selbst noch nie in diesem Zusammenhang ausführlich besprochen worden ist, selbst nicht in der Publikation der Grabungsergebnisse von Schiedberg. Werner Meyer interpretiert die Befestigung unter Beiziehung von archäologischen und schriftlichen Quellen als parzellierte Fluchtburg, welche von mehreren Teilhabern – darunter auch Tello – benützt worden sei.[57] Nach Rücksprache mit Otto P. Clavadetscher, dem wohl besten Kenner der Bündner Schriftquellen dieser Zeit, ist eine solche Interpretation aber nicht möglich.[58] Bei im Testament genannten Grundstücken werden zudem immer die Anstösser genannt. Dies sollte ja bei einer parzellierten «Fluchtburg» auch der Fall sein! Weiter ist darauf hinzuweisen, dass die Familie Tellos in der Gruob wohl eine so starke Stellung einnahm, dass sie es gar nicht nötig hatte, sich mit anderen «Teilhabern» zusammenzutun.

Der Wortlaut des Testaments lässt aber ebenfalls die Aussage nicht zu, dass Tello der Besitzer der Befestigung war. Wichtig erscheint mir dabei, dass das «castrum» selbst nicht verschrieben wurde, sondern nur die Innengebäude. Dies könnte dahingehend interpretiert werden, dass Tello die Befestigung zwar benutzte, sie aber nicht besass. Als eigentlicher Besitzer wäre dann wohl der Praeses oder der fränkische König anzunehmen. Auf die Archäologie von Schiedberg wird weiter unten nochmals eingegangen werden.

Befestigungen im Reichsgutsurbar von 843[59]

Als 843 das Karolingerreich unter die Söhne von Ludwig dem Frommen aufgeteilt wurde, verzeichnete man das Königsgut in einem Urbar. Leider ist es uns nicht vollständig erhalten geblieben. Es enthält

Befestigungsanlagen Graubündens, die in den schriftlichen Quellen erwähnt werden. 8. Jh. (●). 9. Jh. (■). 10. Jh. (▲).1. Sagogn, Schiedberg. 2. Breil/Brigels ? (Lokalisierung unsicher). 3. Waltensburg/Vuorz, Jörgenberg. 4. Tiefencastel. 5. Bondo, Castelmur. 6. Rhäzüns, St. Georg.



48 Clavadetscher 1976, S. 175.

49 Sennhauser 1979a, S. 152–153. Sennhauser 1979b, S. 214–216.

50 Clavadetscher/Meyer 1984, S. 25.

51 Werkverzeichnis in: *Festschr. Clavadetscher*, S. 257–264. Vgl. dazu auch die hier zitierten Werke.

52 BUB I, Nr. 17*.

53 Der Praeses war der weltliche Herrscher im frühmittelalterlichen Rätien. Tello konnte es mit dem Bischofsamt in seiner Person vereinigen.

54 Literatur: I. MÜLLER, *Die Schenkung des Bischofs Tello an das Kloster Disentis im Jahre 765.* – In: *Jahresber. Hist. Antiq. Ges. Graubünden* 69 (1939), S. 1–138. – Bundi 1982. – Neueste Zusammenfassung über die bedeutende Familie Tellos: O. P. CLAVADETSCHER, *Zur Führungsschicht im frühmittelalterlichen Rätien.*– In: *Montfort* 42 (1990)–1, S. 63–70.

55 BUB I, S. 15 Z 18 und 19.

56 Dazu umfassend Meyer 1977.

57 Seines Erachtens deutet v. a. die Wendung «in castro» auf mehrere Teilhaber, da er sie neben Wendungen wie «in Secanio» (in Sagogn) oder «ad vicum» (im Dorf) stellt, welche gemeinsame Bereiche bzw. «Gemeinbesitz» bezeichneten.

58 Für die Diskussion des Problems sei Prof. Dr. Otto P. Clavadetscher und Prof. Dr. Werner Meyer herzlich gedankt.

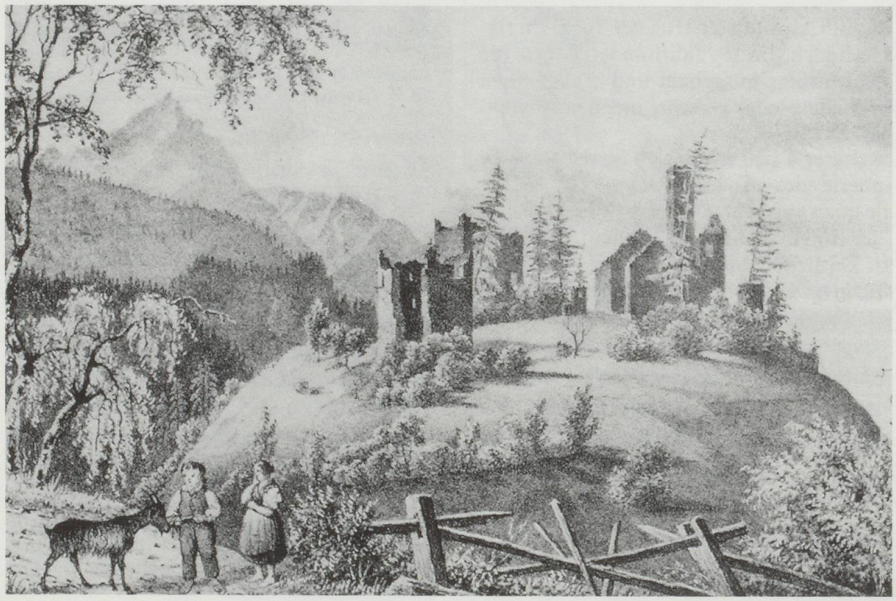
59 BUB I, S. 375–396. Dazu verschiedene Artikel von O. P. CLAVADETSCHER: *Das churrätische Reichsgutsurbar als Quelle zur Geschichte des Vertrags von Verdun.* – In: *Zeitschr. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte* 70 (1953), German. Abteilung, S. 1–63. Nochmals in *Zeitschr. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte* 76 (1959), German. Abteilung, S. 319 bis 328. Clavadetscher 1967.

zahlreiche Nennungen von Befestigungen, welche z. T. anhand von späteren Quellen bis ins Spätmittelalter verfolgt werden können.

Unter dem «ministerium in Planis», welches etwa die Bezirke Werdenberg, Sargans, Gaster, die Bündner Herrschaft und das Fürstentum Liechtenstein umfasste, wird auch der Benefiziar («Lehensträger») Constantius genannt, der zahlreiche Lehen in Sargans, Vilters, Chur und Flims besass. Bei ihm wird zudem angemerkt, dass er auch das «castellum» im Bergell versah.[60] Im Urbar ist auch von einer «Porta Bergalliae»[61] die Rede, höchstwahrscheinlich einer Zollstelle. Eine genauere Betrachtung der Überlieferungs- und Besitzverhältnisse ergibt weitere Korrekturen des Bildes der «Kirchenkastelle». Dieser Zoll lässt sich nämlich in den Urkunden weiterverfolgen, und dies erlaubt eine genauere Lokalisierung der Zollstelle. 960 schenkte Kaiser Otto I. der Kirche in Chur verschiedene Grundstücke und Einkünfte, darunter auch das Bergell samt Zoll.[62] 988 wurde die Schenkung von Otto III. bestätigt, wobei das Bergell neu umschrieben wurde. Dabei erscheinen nebeneinander das «castellum», der Zehnt der Kirche und der Zoll.[63] Danach folgen schriftliche Nennungen Schlag auf Schlag.[64] Den Quellen des 12. bis 14. Jh. ist zu entnehmen, dass der Zoll bei dem Ort und der Befestigung Castelmur erhoben wurde. Durch die heute noch sichtbaren Befestigungsmauern (älteste Teile 12. Jh.) und durch den Ortsnamen Castelmur ist der Ort klar fassbar. An dieser Stelle steht auch die Kirche Nossa Donna, die Bergeller Talkirche. Die Einheit von Zoll, Befestigung und Kirche lässt sich lückenlos bis 988 verfolgen, davor ist nurmehr von Zoll und der Befestigung die Rede. Die Zeit von 960 bis zum Reichsgutsurbar ist durch den Verbleib des Tales und seiner Zubehör in königlicher Hand gesichert. Im Hinblick auf Poeschels «Kirchenkastelle» kann anhand dieser Quellenstelle folgendes gesagt werden: Die Befestigung (und das Tal) war bis zur Schenkung an den Churer Bischof königlicher Besitz und sicher keine «Volksburg». Versehen wurde sie gemäss dem Reichsgutsurbar von einem mächtigen Lehensträger. Die Schenkung an den Bischof ist unter demselben Aspekt zu sehen: Der König sicherte das Tal durch die Vergabe an einen starken und treuen Lehensmann. Vom «Volk» als tragendem Element kann also hier nicht gesprochen werden!

Im Urbar werden noch zwei Befestigungen genannt: Unter dem «ministerium in Tuverasca» (Vorderrheintal) wird im Bereich von Rueun ein Mann namens Fonteianus genannt, der verschiedene kleinere Lehen innehatte, darunter auch «ecclesiam sancti Georgii in Castello» (Georgskirche im «castellum»).[65] Dieses Gotteshaus lässt sich anhand des Patroziniums mit demjenigen der Burg Jörgenberg identifizieren.[66] Unter dem «ministerium in Impedinis» (Albulagebiet und Oberhalbstein) ist das umfangreiche Lehen des Azzo verzeichnet, der in Vaz wohnte und dort zahlreiche Güter besass, der zweite Schwerpunkt lag in Tiefencastel: «villa in Castello Impitinis habet» (er hat die «villa» im Castellum Impitinis zum Lehen).[67] Die Identifizierung des «Castellum Impitinis» mit Tiefencastel (romanisch Casti) ist unbestritten. Das Wort «villa» bedeutet in diesem Zusammenhang nicht ein einzelnes Gebäude, sondern ein Dorf oder eine Siedlung, jedenfalls umfasst es alles Königsland einer Siedlung.[68] Mit dieser Quellenstelle erfassen wir zum ersten Mal eine Ansiedlung innerhalb einer Befestigung. Diese Siedlung war sicher dauernd bewohnt, wie die nachfolgenden Angaben über das Wirtschaftsland und das Zubehör zeigen. Dies wird durch die verkehrsgeographisch ausgezeichnete Lage Tiefencastels noch untermauert, welche geradezu eine Ansiedlung verlangt. Über Grösse und Organisation der befestigten Siedlung erfahren wir nichts. Interessant ist aber, dass der Benefiziar Azzo – wie auch Constantius – nicht in der Befestigung selbst sass, sondern auf einem Hof.

Vom Tal her nicht sichtbar sind die Bauten auf der grossen Innenfläche der Hohenrätien. Gesamtansicht von Osten, Zustand um 1800. (ZB Zürich.)



Ergebnis

Nach der Betrachtung der Textstellen dürfte klar geworden sein, dass sich «Kirchenkastelle» und «Volksburgen» im Quellenmaterial nicht nachweisen lassen. Soweit der Besitzer von Befestigungen fassbar ist, ist es immer der König. Vergeben waren sie an bedeutende Benefiziare. Als Zubehör werden genannt: eine Zollstelle, Kirchen und sogar ein Königshof. Von der letzteren Befestigung ist sicher anzunehmen, dass sie ständig bewohnt war (kein «Refugium»). Über die anderen erfahren wir anhand des Textes betreffs der Nutzung bzw. Belegung nichts. Sie einfach als «Refugium» zu interpretieren geht nicht an, da sie wie z. B. Castelmur oder Bonaduz/Rhäzüns[69] an strategisch höchst wichtigen Punkten stehen. Dass in diesen königlichen Befestigungen auch Kirchen standen, hat für die betreffende Zeit nicht zu erstaunen. Von Missionskirchen im Sinne Poeschels kann sicherlich nicht gesprochen werden.

«Fluchtburgen» zur Zeit der Sarazenen- und Ungarneinfälle

Neben den eigentlichen Schriftquellen wurden noch weitere Quellen zur Untermauerung der «Kirchenkastell»-These beigezogen. So wies Poeschel auf das Kapitel 51 der «Casus Sancti Galli» Ekkehards IV.

über die Ungarnnot hin. Darin werden die verschiedenen Vorkehrungen des Abtes Engilbert gegen den Ungarneinfall von 926 beschrieben. Unter anderem liess er in einer Flussschlaufe der Sitter ein «castellum» mit Erdwall und davorliegendem Graben aufwerfen. Im Innern der Befestigung wurde eine Kapelle errichtet, in welche die Kreuze und die Behälter mit den Totenverzeichnissen und fast der gesamte Kirchenschatz geschafft wurden. Bei dieser Anlage handelte es sich allerdings um eine in der Notlage des Ungarnzuges schnell errichtete Befestigung. Sie wurde aber nur in diesem einen Fall benutzt, nachher umzog man nämlich das Kloster mit einer starken Ringmauer. Dass in der Befestigung auch ein Gotteshaus stand, war für die ungestörte Weiterexistenz der Klostergemeinschaft geradezu zwingend. Eine Übertragung auf die «Kirchenkastelle» in Graubünden erscheint nach dieser Betrachtung schwierig.

Ein weiteres Argument gegen eine Übertragung dieser Textstelle auf Verhältnisse in Churrätien liefert der Sarazeneneinfall von 950 in Graubünden. Die Mönche des Klosters Disentis zogen sich dabei nicht etwa in ein «rätisches Kirchenkastell» zurück, sondern suchten Schutz im sichereren Zürich![70]

P. Iso Müller OSB hat auf eine Textstelle der Vita des Heiligen Florinus hingewiesen, welche sich seiner Meinung nach auf frühmittelalterliche «Volksburgen» bezieht.[71] Er nahm an, dass die Anlage dauernd benutzt und bewohnt war. Hans Rudolf Sennhauser hat dem widersprochen und die Anlage als reine «Fluchtburg» gedeutet.[72] Aus dem Text kann man folgendes über das «castrum» sagen: Es lag nahe beim Dorf Ramosch, in ihm wurden die Lebensmittel des Dorfes gelagert, und es wurde von einem Wächter bewacht. Dass sich die Bewohner des Dorfes in Notzeiten auch dorthin zurückzogen, wird nirgends berichtet. Die gesamte Beschreibung erinnert eher an einen befestigten und bewachten Lebensmittelspeicher als an eine «Fluchtburg»!

Konkrete Hinweise auf «Kirchenkastelle» bzw. «Fluchtburgen» in Graubünden sind aus diesen Quellen nicht zu gewinnen.

Gotteshäuser in «Kirchenkastellen» als Mutterkirchen?

Mutterkirchen und Talpfarreien

Zur Theorie der «Kirchenkastelle» gehörte auch die Annahme, dass die darin vorgefundenen Kirchen auch die Mutterkirchen der ganzen Talschaft gewesen sei. Als Mutterkirche oder Mutterpfarrei bezeichnet man die älteste Pfarrkirche in einem Ort oder in einer Gegend. Von ihr können sich im Laufe der Zeit Tochterkirchen abspalten. Die Rechte der Pfarrkirche sind das Tauf-, das Bestattungs- und das Zehntrecht. Bei der Abtrennung einer Tochterkirche, der sogenannten Filiation, werden der neuen Kirche meist nicht alle Rechte zugestanden, so dass die «Tochter» immer noch in Abhängigkeit zur Mutterkirche verbleibt. Vorweg ist zu bemerken, dass nur wenige der Gotteshäuser in «Kirchenkastellen» tatsächlich als Mutterkirchen angesehen werden können, denn nicht jedes «Kirchenkastell» beherbergte eine Mutterkirche! Nur gerade die Kirchen von Castelmur im Bergell, Hohenrätien bei Thusis, St.Lorenz bei Paspels und St.Georg bei Rhäzüns können in eine ernsthafte Diskussion einbezogen werden. Die Kirche Nossa Donna in Castelmur haben wir bereits als Talkirche des Bergells kennengelernt.

Die Kirche St. Johann Baptist auf Hohenrätien war die Mutterkirche des Heinzenbergs, mit Ausnahme von Cazis, wie dies zahlreiche Quellen belegen. Erst im 15. Jh. trennten sich Tochterkirchen ab, so Thusis und Portein. Die Burg Hohenrätien oder Hochrialt gehörte dem Bischof von Chur, sie war aber 1410 bereits Ruine. Die ältesten noch sichtbaren Reste stammen aus dem 11. Jh., der noch stehende Kirchenbau aus dem 14./15. Jh.[73]

Einsam steht heute die Kapelle von St.Lorenz bei Paspels hoch über dem Tal. (Foto Martin Peter Schindler.)

Bei St.Lorenz bei Paspels sind die Verhältnisse wieder schwieriger. Poeschel vermutete ein «Kirchenkastell» und bezeichnete St. Lorenz als Talkirche des Domleschgs. Eine Befestigung der Kirche ist archäologisch aber nicht nachgewiesen.[74] Walo Burkhart stellte in den dreissiger Jahren in einer Sondierung ca. 150 m südlich der Kirche eine 1 m dicke Mörtelmauer fest. Die Verbindung zwischen dieser Mauer und der Kirche kann jedoch durch keine Hinweise oder Funde näher belegt werden. Die Kirche wurde in den sechziger Jahren von Walter Sulser restauriert und archäologisch untersucht.[75] Der älteste Bau der Kirche (11./12. Jh.) war eine zweischiffige, gewölbte Hallenkirche mit halbrunder Apsis. Diese wurde im 13. Jh. durch einen rechteckigen Chor ersetzt. Ein frühmittelalterlicher Vorgängerbau wurde nicht gefunden. In und um die Kirche fand man aber Gräber, die älter als der Bau des 11./12. Jh. sein müssen. In der Nordostecke

60 BUB I, S. 383 Z 21.

61 BUB I, S. 394 Z 28.

62 BUB I, Nr. 119.

63 BUB I, Nr. 148. S. 123 Z 23–26.

64 Schriftliche und archäologische Quellen, zusammengestellt bei Clavadetscher/Meyer 1984, S. 225–229.

65 BUB I, S. 391 Z 25.

66 Zwar erscheint das Gotteshaus des «castellum» im Urbar, die Befestigung sucht man jedoch vergebens. Dies ist wohl auf Lücken im Text zurückzuführen.

67 BUB I, S. 396 Z 1.

68 Dazu Bundi 1982, S. 82.

69 BUB I, Nr. 119. Die Identifizierung des «castellum» ist unsicher. Meines Erachtens bezieht sich der Text auf die Kirche St. Georg. Dazu: Sennhauser 1971, S. 49–50. Schneider-Schnekenburger 1980, S. 52–54.

70 I. Müller, *Geschichte der Abtei Disentis*, Zürich/Köln 1971, S. 19–20.

71 I. Müller, *Die Florinusvita des 12. Jh.* – In: *Jahresber. Hist. Antiq. Ges. Graubünden* 88 (1958), S. 1–58.

72 I. Müller, *Die Florinusvita des 12. Jh.* – In: *Jahresber. Hist. Antiq. Ges. Graubünden* 88 (1958), S. 32. Sennhauser 1979a, S. 152–153.

73 Clavadetscher/Meyer 1984, S. 142–146.

74 Clavadetscher/Meyer 1984, S. 123.

75 W. Sulser, *Zur Baugeschichte der Kirche St. Lorenz bei Paspels.* – In: *Zeitschr. für Schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte* 23 (1963/64), S. 62–68.

In St.Lorenz wurden Funde aus dem frühesten Mittelalter geborgen; trotzdem ist die Stellung der Kirche im Tal noch nicht geklärt.

der Kirche lag ein Haufen menschlicher Skelettreste (wohl Gräberabraum), darin fand sich ein zinnernes Kruzifix des 7. Jh. Zudem barg der Altar weitere frühmittelalterliche Schätze: ein silbernes Reliquienkästchen, eine Reliquienbüchse aus Geweih, ein Holzkästchen und Gewebereste.[76] Auffällig ist, dass trotz der zahlreichen frühmittelalterlichen Funde aus dem Altar kein Vorgängerbau dieser Zeit vorhanden ist. Man müsste demnach – wenn man die Grabungsergebnisse akzeptiert – eine Standortverschiebung der Kirche annehmen, was allerdings eine Seltenheit wäre. Man könnte aber auch vermuten, dass die mittelalterliche Kirche in ein älteres Gräberfeld hineingebaut und der Altarinhalt von anderswo herbeigebracht worden wäre. Die Situation ist also äusserst kompliziert. Ohne weitere Ausgrabungen ist sie sicher nicht zu klären. Die Kirche erscheint als erste Kirche des Domleschgs in den Quellen. 1237 schenkten nämlich Familienangehörige der Vazer dem Kloster Churwalden Güter und das Patronatsrecht der Kirche Paspels.[77] Interessant ist, dass sie dieses als Lehen vom Bischof von Chur erhalten hatten. Eine Nennung des Pfarrers zeigt, dass die Kirche bereits 1246 Pfarrkirche war.[78] Die Kirche von Tumegl/Tomils erscheint erst 1338 in den Quellen, und zwar als Pfarrkirche in der Hand des Bischofs von Chur.[79] Über eine Abtrennung von der Kirche von Paspels erfahren wir aus den Quellen nichts. Vielleicht wäre die Kirche von Tumegl sogar als «Talkirche» vorzuziehen, da sie im wichtigsten und namengebenden Flecken des Domleschgs liegt.

Nur sehr wenige «Kastellkirchen» lassen sich also als Mutterkirchen erweisen. Praktisch nichts wissen wir über die Art der Befestigung, in der sie standen. Allein über Castelmur erfahren wir etwas mehr: Hier erscheinen Kirche, Befestigung und Zoll als Einheit. Über den genauen zeitlichen Zusammenhang zwischen Kirche und Befestigung ist aber ohne Grabungen auch hier nichts zu sagen. Wichtig ist, dass der gesamte Komplex in königlicher Hand war. Dasselbe gilt auch für Rhäzüns. St. Johann Baptist auf Hohenrätien und St. Lorenz bei Paspels erscheinen hingegen in spätmittelalterlichen Quellen in der Hand des Bischofs. Wie weit hier Befestigung und Kirche zurückreichen, wissen wir nicht. In Anbetracht der strategischen Bedeutung der beiden Plätze könnte eine ältere Befestigung angenommen werden. Erinnern wir uns, dass ähnliche Plätze wie Rhäzüns oder Castelmur durch königliche Schenkung an den Bischof gelangten, so könnte man ähnliches auch für Hohenrätien und Paspels vermuten. Diese These könnte aber nur mit archäologischen Untersuchungen verifiziert werden. Wie weit alle diese Mutterkirchen zurückreichen, wissen wir nicht. Nur für Rhäzüns stehen uns archäologische Hinweise zur Verfügung: der älteste Bau stammt dort aus dem 6./7. Jh. Die Kirchen generell in die Spätantike zurückzudatieren, wie dies Poeschel tat, ist aufgrund dieser Quellenlage aber abzulehnen.

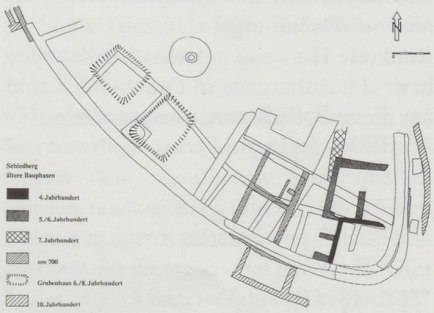
Wie schon öfters betont, kommt der Archäologie bei den Fragestellungen um die «Kirchenkastelle» eine besondere Bedeutung zu. Die Archäologie mit ihrer gegenwärtigen Grabungstechnik ist – gute Erhaltungsbedingungen vorausgesetzt – in der Lage, wichtige Fragen nach der zeitlichen Stellung einer Befestigung, nach dem zeitlichen Verhältnis von einzelnen Bauten (z. B. Kirche und Umfassungsmauer) und nach der Art einer Belegung (Besiedlung oder nur temporäre Nutzung) zu klären. Zwei Anlagen von «Fluchtburgen» sind mit modernen Methoden untersucht worden: Sagogn, Schiedberg und Castiel, Carschlingg.

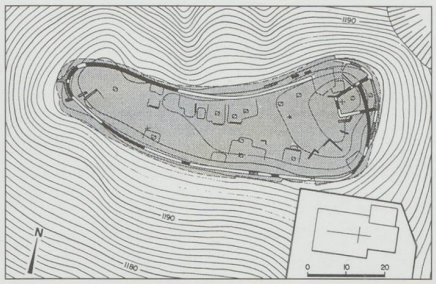
Schiedberg bei Sagogn aus archäologischer Sicht

Schiedberg liegt auf einem Geländesporn am östlichen Rand der Gruob.[80] 1964–68 fanden ausgedehnte Rettungsgrabungen statt. Sie brachten nicht nur mittelalterliche Befunde, sondern auch frühmittelalterliche, römische und urgeschichtliche. Diese sind jedoch nur sehr beschränkt erhalten geblieben, drei grosse Bauphasen der Burg nach 1000 und die Erosion haben einen bedeutenden Teil der Befunde zerstört. Römische Befunde und Funde stammen aus dem 2. bis 4. Jh. Aus dem 4. Jh. sind sogar Mauerstrukturen bekannt, welche verschiedene Bauphasen aufweisen. Meyer möchte dazu bereits einen Bering und eine kontinuierliche Belegung bis zur nächsten grossen Bauphase (8. Jh.) annehmen. Die Befunde sind aber so spärlich, dass m. E. nicht so weitgehende Schlüsse gezogen werden dürfen. Die viel besser erhaltene Anlage von Castiel, Carschlingg, zeigt nämlich einen Siedlungsunterbruch zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Zudem liegen aus Schiedberg keine Funde vor, welche zwingend ins 5. oder 6. Jh. datiert werden müssten. Um 700 scheinen grössere Bauarbeiten stattgefunden zu haben. Nachgewiesen ist ein gemauerter Bering und ein daran anstossendes Steingebäude, das sog. «Tellohaus». Das Gebäude mass 6,5 mal mindestens 10 m und war mit einer Binnenmauer zweigeteilt. Im Abbruchschutt des Gebäudes lagen zahlreiche bemalte Verputzfragmente, die wohl aus dem repräsentativ gestalteten Obergeschoss des Baus stammen. Das Gebäude wurde um 1000 im Rahmen der Neugestaltung der Burganlage abgebrochen. Zum Gebäudekomplex des 8. Jh. gehörten wohl auch zwei einfache Grubenhäuser ohne Feuerstellen im Westen des Hügels.

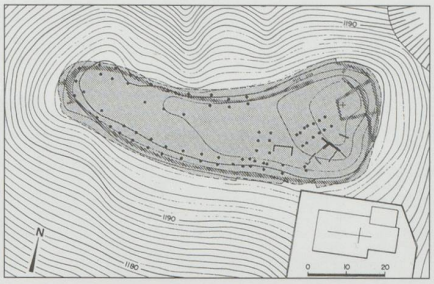
Das Problem der «parzellierten Fluchtburg» kann auch anhand der archäologischen Quellen angegangen werden: Es kann angenommen werden, dass eine Befestigung oder Ummauerung vorhanden war. Als Innenbauten lassen sich das grosse steinerne Haus und die zwei Grubenhäuser fassen. Bewohnt wurde nach den archäologischen Spuren (Feuerstelle)

Plan der Ausgrabungen von W. Meyer auf Schiedberg bei Sagogn GR.





Plan der spätrömischen Hügelsiedlung Carschlingg bei Castiel im Schanfigg. (Ausgrabung Archäolog. Dienst Graubünden.)



Plan der frühmittelalterlichen Bauten auf Carschlingg. (Ausgrabung Archäolog. Dienst Graubünden.)

nur das «Tellohaus». Andere Gebäude sind nicht nachgewiesen. Dieser Befund stimmt auch gut mit der Beschreibung im Tello-Testament überein, welches ein Steinhaus und Speicher erwähnt. Weder im schriftlichen noch im archäologischen Befund gibt es Hinweise auf eine Parzellierung des «castrum» bzw. auf weitere Teilhaber. Es ist deshalb anzunehmen, dass Tello und seine Familie die Befestigung nur für sich selbst benutzten. Diese Behauptung kann durch weitere Angaben aus dem Tello-Testament untermauert werden. Das «castrum» besass eine Innenfläche von ca. 800 bis 900 m². Abzüglich der Gebäude Tellos blieben für eine Benutzung als «Fluchtburg» noch gut 600 m², auf denen wir die flüchtende Bevölkerung mit Hab und Gut unterbringen müssten! Dazu haben wir die Bewohner des Haupthofes zu zählen sowie die Familien der 28 Häupter oder Familienvorsteher, welche gemäss dem Testament zum Hof gehörten.[81] Mit einer vorsichtigen Schätzung erreichen wir bald einmal 200 Seelen, rechnet man dazu noch weitere Bedienstete Tellos und eine militärische Besatzung. Hinzu käme das zahlreiche Vieh, 50 bis 100 Stück Rindvieh sowie Schafe, Ziegen und Schweine. Futtervorräte und andere Vorräte (Getreide etc.) wären ebenfalls noch unterzubringen. Nehmen wir dazu noch die übrigen Leute, welche die Gruob bewohnten, mit all ihren Habseligkeiten, wird die Vorstellung einer «parzellierten Fluchtburg» vollständig unglaubwürdig.

Castiel, Carschlingg, im Schanfigg

Die Anlage von Castiel, Carschlingg, wurde 1975–77 untersucht. Eine Abschlusspublikation ist noch nicht erschienen, doch stehen uns einige Vorberichte zur Verfügung.[82] In spätrömischer Zeit wurde der gesamte Hügel mit einer Mörtelmauer umgeben. Auf der Innenseite der Mauer wurden Grundrisse von mindestens zwölf Gebäuden entdeckt. Herdstellen belegen, dass diese Gebäude sicher Wohnbauten waren. In einzelnen Gebäuden wurden Spuren eines Brandes entdeckt, ob dies das Ende der Siedlung bedeutete, ist nicht klar. Urs Clavadetscher meint aufgrund des Fundreichtums, eine längere dauernde Besiedlung annehmen zu müssen.[83] Die Befunde der darauffolgenden Belegung, welche ins Frühmittelalter gehört, sind weniger klar, da sie grösstenteils gestört waren. Um den Hügel führte eine neu erbaute Holz-Erde-Mauer, teilweise anscheinend unter Einbezug der älteren Mörtelmauer. Besiedlungsspuren im Innern sind nur wenige bekannt, was wohl auf die schlechten Erhaltungsbedingungen zurückzuführen ist. Die spätrömische Anlage kann aufgrund der Funde ins 4. und beginnende 5. Jh. datiert werden. Nach der bisherigen Fundanalyse muss die Belegung um 400 oder im frühen 5. Jh. geendet haben, da charakteristische Funde des 5. Jh. ganz fehlen. Nach gut 100 Jahren Siedlungsunterbruch scheint die Anlage im Laufe des 6. Jh. wiederaufgebaut worden zu sein. Die Funde reichen dann bis um 700. Die Fundmenge der zweiten Belegung ist jedoch bedeutend geringer als diejenige der spätrömischen. Ob dies auf eine nur temporäre Besiedlung («Fluchtburg»), auf weniger erhaltungsfreundliches Inventar (viele Holzgefässe) oder auf die nachfolgenden Störungen zurückzuführen ist, bleibt bis zur Schlusspublikation noch offen.

Urs Clavadetscher, der Ausgräber der Anlage, hat versucht, die spätrömischen Befunde zu interpretieren. Er tendiert zur Interpretation Poeschels, welcher anhand des Ortsnamens eine «Volksburg» bzw. eine «Talschaftsfeste» vermutete. Im Sinne Poeschels heisst dies aber, dass die Anlage eine «Fluchtburg» der Talleute war. Die archäologische Hinterlassenschaft deutet hingegen auf eine befestigte (Dauer-)siedlung. Die anhand der Häuserzahl errechneten 50 bis 70 Einwohner dürften zudem auch kaum allen Bewohnern des Schanfiggs entsprochen haben. Weiter wäre die Erstellung einer «Fluchtburg» an einem so zentralen Punkt des Tales, wo also jeder Feind zwangsläufig durchkommen muss, nicht sehr vernünftig. Einen neuen Interpretationsansatz brachte 1986 Margarita Primas. Sie regte eine nähere Untersuchung an, ob die Anlage nicht mit der Erschliessung der Eisenlagerstätten im Schanfigg zusammenhängen könnte.[84]

Diese mit modernen Methoden durchgeführte Ausgrabung weist eindrücklich darauf hin, dass die Belegung eines Platzes keineswegs kontinuierlich verlaufen muss, es können auch Lücken bestehen. Diese auf kleiner Fläche als solche zu erkennen – insbesondere wenn noch ältere Bauteile wiederverwendet werden –, ist praktisch unmöglich (vgl. Schiedberg). Viel mehr an Informationen wird die Schlusspublikation des Platzes bringen. Die zahlreichen Befunde und Funde werden einen wichtigen Beitrag zur genaueren Kenntnis des Frühmittelalters in Churrätien liefern und so erstmals eine Grundlage für die Neuinterpretation einer spätrömischen und frühmittelalterlichen Befestigung bieten.

Leider sind nicht alle Ausgrabungen in frühmittelalterlichen Befestigungen mit ausreichenden Methoden geschehen. Dies gilt auch für die beiden Anlagen, welche

76 Vgl. im selben Heft: W. F. Vollbach, *Silber-, Zinn- und Holzgegenstände aus der Kirche St. Lorenz bei Paspels*, S. 75–82. – E. Vogt, *Die Textilreste aus dem Reliquienbehälter des Altars in der Kirche St. Lorenz bei Paspels*, S. 83–90.

77 BUB I, Nr. 740.

78 BUB I, Nr. 831.

79 CD II, Nr. 255.

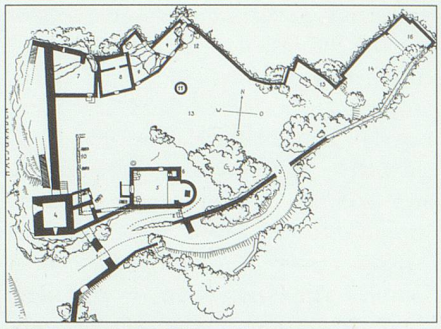
80 Meyer 1977. Dazu auch: Clavadetscher 1976, S. 276–278. Rageth 1987, S. 90–91.

81 Vgl. Bundi 1982, S. 27–31.

82 Chr. Zindel, *Vorbemerkungen zur spätrömischen-frühmittelalterlichen Anlage von Castiel/Carschlingg*, in: *Archäologie der Schweiz* 1979–2, S. 109–112. – U. Clavadetscher, *Die Fluchtsiedlung von Castiel/Carschlingg*. – In: *Terra Grischuna*, August 1985, S. 26–29. – Rageth 1987, S. 84–89.

83 Zweifel bei Rageth 1987. Hier ist die Schlusspublikation abzuwarten.

84 Primas 1986, S. 30. Neuer, differenzierter Interpretationsversuch durch Urs Clavadetscher in: *Churer Stadtgeschichte*, Bd. I, Chur 1993, S. 207–210.



Übersichtsplan der Bauten auf Jörgenberg bei Waltensburg GR, nach E. Poeschel.

Ludwig Tress als örtlicher Leiter untersuchte: Jörgenberg (1930) und Hohentrins (1931). Beide sollen an anderer Stelle ausführlicher behandelt werden, hier sei nur eine kurze Zusammenfassung gegeben.[85]

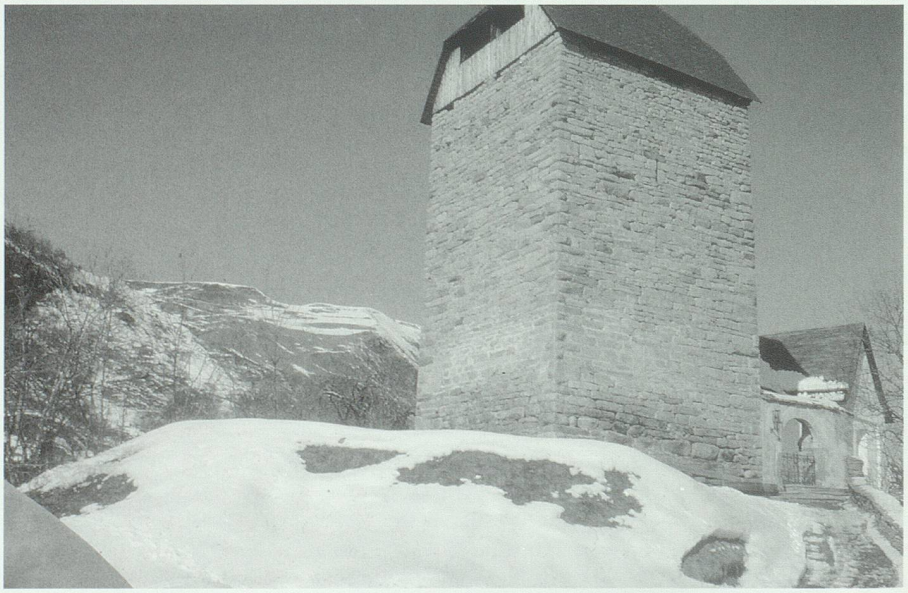
Jörgenberg bei Waltensburg/Vuorz

Der von Poeschel publizierte Plan von Jörgenberg entspricht nicht den während der Grabungen entdeckten Gegebenheiten.[86] Dies gilt erstens für die neben der Kirche freigelegten Bestattungen und die «Friedhofmauer». Aus den Grabungsberichten Tress' geht hervor, dass er sowohl westlich als auch südlich der Kirche Bestattungen fand, bei der Südwestecke fand er mehrere Kinderskelette. Die im publizierten Plan vermerkten Skelette entsprechen also nicht oder nur teilweise den wahren Gegebenheiten! Von weit grösserer Tragweite ist eine weitere «Beschönigung» Tress'. Die Kirche weist im Plan nämlich eine hufeisenförmige Apsis auf. Poeschel schrieb dazu: «Die nun blossgelegten Reste der Apsis zeigten in sehr entschieden ausgeprägter Form die Hufeisenform der karolingischen Epoche.»[87] Er verband diese Reste mit der Nennung der Georgskirche im Reichsgutsurbar. Eine Erweiterung des Langhauses postulierte er für das 12. Jh., im Zusammenhang mit der Erbauung des Campanile. Geht man der Hufeisenform der Apsis auf der Ruine selbst nach, so findet man sie nicht. Die Apsis ist nämlich gestelzt, d. h. verlängert halbkreisförmig. Was auf dem Plan wie als mächtige Stütze des Südendes der Apsis erscheint, ist in Wirklichkeit ein freistehender Mauerklotz, möglicherweise der Rest eines Seitenaltars. Zudem stösst die Apsismauer im Norden an den Campanile an (und nicht umgekehrt), d. h., dass sie jünger sein muss. Dies bedeutet, dass die von Tress freigelegten Mauern der Kirche alle jünger als der Campanile sein müssen, den man gewöhnlich ins 11. Jh. setzt. Die Hufeisenform der Apsis beruht allein darauf, dass Tress bei der Reinzeichnung des Planes einen Zirkel verwendete. Aus dem Briefverkehr zwischen Tress und Probst geht hervor, dass Tress die neu gefundenen Mauerteile nämlich jeweils auf einer Pause der Burgenbuch-Pläne einzeichnete. Von einer sauberen Einmessung der Reste kann also nicht im entferntesten gesprochen werden! Somit muss eine Neudatierung der einzelnen Bauelemente vorgenommen werden. Als Fixpunkte können nur der Campanile und der Bergfried gelten, letzterer wird um 1200 zu datieren sein. Beobachtungen am Bau zeigen, dass an diese beiden Bauteile nur Mauern anstossen. Das heisst, dass alle Mauern jünger sein müssen. In der Burg Jörgenberg haben wir also eine mindestens spätmittelalterliche Anlage vor uns. Die Burg wurde wohl bis ins 16. Jh. bewohnt; wieviel Bausubstanz auch noch aus dieser späten Zeit stammt, müssten weitere Untersuchungen zeigen. Diese Feststellung ist besonders wichtig, da Jörgenberg gerne als «Beweis» für eine räumlich ausgedehnte Anlage eines «Kirchenkastells» angeführt wird. Zwar ist Jörgenberg als «castellum» im Reichsgutsurbar verzeichnet, es fehlen aber die archäologischen Reste dieser frühen Zeit. Der älteste erhaltene Bauteil ist der Campanile des 11. Jh.

Hohentrins/Crap Sogn Pargazi bei Trin

Ähnliche Resultate zeigt eine genauere Betrachtung der Ausgrabungen auf der Ruine Hohentrins/Crap Sogn Pargazi.[88] Auch hier gilt es als erstes, die Kirche näher zu untersuchen. Poeschel schreibt von zwei Bauetappen: Unmittelbar auf dem Fels sei ein einschiffiges Gotteshaus mit halbrunder, leicht gestelzter Apsis gefunden worden, das an der Nordseite einen länglichen Anbau aufweise. Dieser zeige einen Ausstrich aus rötlichem Ziegelmörtel römischer Art. Er interpretierte den Raum als primitives Baptisterium aus der Zeit um 500. «Durch eine Schuttschicht getrennt, erhoben sich darüber die Fundamente des zweiten – vielleicht merowingischen – Baues mit annähernd gleichem Grundriss und nur um weniges grösseren Massen. Dieser Bau zeigt an der Westfront die Ansätze zu Blenden.»[89] In der Grabungsdokumentation sucht man nach einer entsprechenden Notiz zur Zweiphasigkeit der Anlage vergebens. Im Gegenteil: Tress beschreibt recht ausführlich, dass der Bau teilweise auf dem anstehenden Fels, teilweise auf Schotter stehe. Die Fundamente im Schotter waren um einiges breiter als auf dem Fels, um Brüche im Mauerwerk zu verhindern. Zudem vermerkt er im Bereich der Apsis einen Einsprung für Blendarkaden. Auch bei den Restaurierungsarbeiten 1936 wurde nichts von den zwei Phasen Poeschels bemerkt. Das Problem

Der markante Turm von Surcasti dürfte nach 1100 entstanden sein; die dahinterstehende Kirche hatte vermutlich einem romanischen Vorgängerbau; der Platz war schon in prähistorischer und römischer Zeit besiedelt. (Foto Otto Ackermann.)



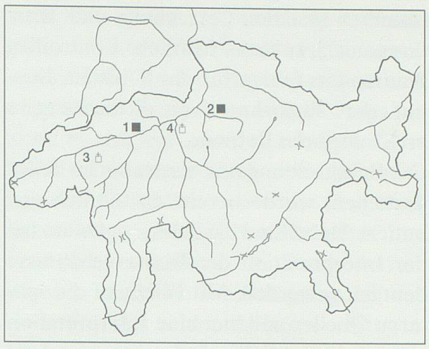
liegt wiederum bei der voreiligen Datierung eines einzelnen Bauteils durch Poeschel, diesmal des Anbaues mit Ziegelmörtelbelag. Seine Ansprache als frühchristliches Baptisterium brachte Poeschel in Zugzwang mit der Datierung der Kirche. Einerseits musste ein gleichzeitiger Kirchenbau bestehen, andrerseits deuteten die Blendengliederung der Westwand und der Grundriss auf eine spätere Datierung. Poeschel löste das Problem, indem er zwei Bauphasen «einführte», welche aber nie festgestellt worden waren! Geht man die Datierung der Anlage von der Kirche her an, so ergibt sich ein ganz anderes Bild. Die Kirche selbst scheint nur eine grosse Bauphase aufzuweisen. Dazu gehören die gestelzte Apsis mit Blendengliederung und die Westmauer, ebenfalls mit Blendengliederung. Die Kirche kann anhand von Vergleichsbeispielen etwa ins 11. oder 12. Jh. datiert werden. Der Anbau ist gleichzeitig oder später, jedenfalls nimmt er auf den Bau Bezug. Seine Funktion ist wohl als Tankzisterne zu deuten. Mit dieser Datierung kommen wir in die Zeit der ältesten Burggebäude (Hauptturm).

Somit hätten wir in Sogn Pargazi eine hochmittelalterliche Burganlage mit Burgkapelle vor uns, wie sie sich vergleichbar in Tarasp oder Marmels findet.

Erinnern wir uns nochmals an das Beispiel Wartau, wo Poeschel ebenfalls eine frühmittelalterliche Datierung des Gotteshauses vorschlug: Jetzt können wir festhalten, dass bei der Interpretation von Grabungsergebnissen bei Poeschel grosse Vorsicht walten zu lassen ist, da er diese gerne entsprechend seiner Vorstellungen und ohne genaue Bezugnahme auf die Resultate der Grabung vornahm. Dass solches auch bei zwei weiteren Grabungen nachgewiesen werden kann, bestätigt zudem die neue Interpretation des Gotteshauses auf dem Ochsenberg.

St.Georg bei Berschis

Noch weiter zurück reichen die ersten Ausgrabungen auf St.Georg bei Berschis im Seeztal. Bereits um die Mitte des 19. Jh. hatte Paul Immler bei Grabungen «römische Münzen, in den Cisternen Knochen und ein Paar flachgedrückte thönerne Kugeln» gefunden.[90] Ausgrabungen fanden weiter 1937–39 im Rahmen des Arbeitsdienstes unter Karl Keller-Tarnuzzer statt. Die Resultate sind grösstenteils unpubliziert[91] und deshalb schwierig zu interpretieren. Im Osten des Bergrückens fand



Frühmittelalterliche Befestigungen im Raum Graubünden anhand der archäologischen Quellen. Befestigung (■), Befestigung mit Kirche (⌂), beide Befunde unsicher (deshalb offene Signatur). 1. Sagogn, Schiedberg. 2. Castiel, Carschlingg. 3. Trun, Grepault. 4. Rhäzüns, St. Georg.

man eine starke Abschlussmauer mit Tor (?), welche allgemein als römisch angesprochen wird. Weiter westlich liegen zwei in den Fels gehauene, rechteckige Gebilde, welche sowohl als Zisternen als auch als Webkeller (oder als beides) interpretiert werden. Dabei fanden sich weitere Mauerreste, die z. T. als römisch, z. T. als hochmittelalterlich angesehen werden. Ganz im Westen steht dann die Kapelle St. Georg. Die exponierte Lage dieser Kapelle hat nun Erwin Poeschel veranlasst, die Anlage als «Kirchenkastell» zu interpretieren. Erwin Rothenhäusler übernahm dies und vermutete, dass die Anlage mit Kapelle schon in frühmittelalterlicher Zeit bestanden habe. Clavadetscher und Meyer postulieren für das «Kirchenkastell» St. Georg sogar eine Kontinuität zwischen spätrömischer Zeit und Mittelalter! Betrachtet man das Fundmaterial vom Georgenberg, so stellt man fest, dass neben prähistorischen Belegungen auch eine spätrömische fassbar ist. Overbeck hat einige Funde besprochen, nach den Fundzeichnungen von 1937 muss es aber noch mehr Funde dieser Zeit gegeben haben. Die Münzenreihe reicht von 341/46 bis 355/60. Betrachten wir dazu die Mauerreste, so könnte die mächtige Abschlussmauer mit vermutetem Tor, das stark an spätrömische Tortürme erinnert, ebenfalls in diese Zeit gesetzt werden.[92] Die übrigen Mauerreste sind nicht näher zu datieren. Ins Frühmittelalter gehört nur eine geflügelte Pfeilspitze.[93] Die von Benedikt Frei als frühmittelalterlich angesprochenen «Webkeller» in den «Zisternen» sind ohne Funde nicht zu datieren. Das heutige Gotteshaus besteht aus zwei Gebäudeteilen, welche erst um 1655 unter dasselbe Dach kamen. Die Kapelle ist eine zweischiffige gewölbte Halle mit halbrunder Apsis. Die Bauform ist eindeutig ins 11./12. Jh. zu datieren. Poeschel meinte wegen seiner Deutung als «Kirchenkastell», zwei Bauphasen postulieren zu müssen: Eine erste Phase hätte ein frühmittelalterlicher Kirchenbau gebildet. Dieser wäre in einer zweiten Phase eingewölbt worden. Die Restaurierungsarbeiten am praktisch identischen Bau von St. Lorenz bei Paspels haben aber deutlich gezeigt, dass die Aussenmauern und das Gewölbe gleichzeitig entstanden sein müssen. Eine Rückdatierung des bestehenden Baues ist deshalb nicht möglich. Zudem gibt es ja keinerlei Hinweise auf eine frühmittelalterliche Belegung des Platzes. Nur anhand einer Pfeilspitze eine Kontinuität zwischen dem 4. und dem 11./12. Jh. postulieren zu wollen, kann nicht ernsthaft in Erwägung gezogen werden!

Auch die Archäologie «liefert» keine Kirchenkastelle

Zusammenfassend kann zur Archäologie von «Kirchenkastellen» bzw. «Fluchtburgen» folgendes gesagt werden: «Kirchen-

85 Die neuen Resultate wurden aufgrund des Quellenstudiums der Akten zu den Restaurierungen der beiden Anlagen gewonnen. Diese befinden sich im Archiv des SBV Basel, Fasz. Jörgenberg bzw. Hohentrins. Prof. Dr. Werner Meyer sei für seine freundliche Hilfe bestens gedankt!

86 E. Poeschel, *Die Restaurierung von Jörgenberg in Graubünden*. – In: *Nachrichten SBV* 1930–4. *Kunstdenkmäler Graubünden* IV, S. 338–341, bes. Abb. 406. Allgemein zu Jörgenberg: Clavadetscher/Meyer 1984, S. 107–111.

87 *Nachrichten SBV* 1930–4.

88 Clavadetscher/Meyer 1984, S. 186–188.

89 *Kunstdenkmäler Graubünden* V, S. 30.

90 *Mitt. Antiq. Ges. Zürich* 1864, S. 66–67 und Taf. III.

91 Vorhanden sind: Fundzeichnungen der Kampagne 1937, Zeichnungen der gefundenen Mauern (Kantonsarchäologie St. Gallen). Publiziert sind: Bericht der Kampagne 1938 (*Jb. Hist. Mus. St. Gallen* 34/35 [1938/39], S. 13). Beschreibung von E. Rothenhäusler (*Kunstdenkmäler St. Gallen* I, S. 416–424). Übersichtsplan der gefundenen Mauern (Sennhauser 1979a, S. 153–154). – Auswahl von römischen Funden: B. Overbeck, *Geschichte des Alpenrheintales in römischer Zeit, Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte* Bd. 20, München 1982, S. 76–79).

92 Dazu K. J. Gilles, *Zur spätrömischen Toranlage auf dem Wittnauer Horn*. – In: *Germania* 54 (1976), S. 440–451.

93 Schneider-Schnekenburger 1980, S. 81.

94 Clavadetscher/Meyer 1984, S. 353. Die Anlage ist schlecht ausgegraben und unpubliziert.

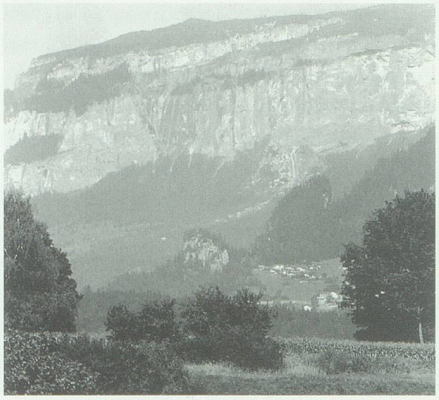
kastelle» im Sinne Poeschels lassen sich archäologisch nicht nachweisen. Exemplarisch konnten anhand von Grabungsunterlagen, von Beobachtungen an den Bauten sowie einer unvoreingenommenen, kritischen Beurteilung aller Fakten die zwei Vorzeige-«Kirchenkastelle» Jörgenberg und Hohentrins/Crap Sogn Pargazi als Konstruktionen Poeschels erkannt werden. Es soll nicht bestritten werden, dass es frühmittelalterliche Befestigungen mit Kirchen gegeben hat. Die schriftlichen Quellen und auch einzelne Fundplätze zeigen dies deutlich. Doch sind die vorhandenen Informationen mit grosser Vorsicht und differenziert zu interpretieren. Dass mit Grabungsergebnissen, auch wenn sie überlieferungsbedingt sehr fragmentiert sind, in Verbindung mit schriftlichen Quellen doch handfeste Aussagen gemacht werden können, zeigte das Beispiel Schiedberg. Weder in der schriftlichen noch in den archäologischen Quellen lassen sich hier «Teilhaber» an einer «parzellierten Fluchtburg» nachweisen. Die «Fluchtburg» ist zudem anhand weiterer Angaben eindrücklich ad absurdum zu führen. Weitere wichtige Angaben zu diesem Problemkreis dürfte – wie bereits erläutert – die Publikation der Ausgrabungen von Castiel, Carschlingg, bringen.

Frühmittelalterliche Befestigungen in neuem Licht

Die obigen Einzeluntersuchungen haben eindrücklich klar gemacht, dass sich «Kirchenkastelle» (und auch «Fluchtburgen») im Sinne Poeschels und Clavadetschers/Meyers nicht nachweisen lassen. Deshalb sei hier vorgeschlagen, die «Kirchenkastelle» samt den damit verbundenen Vorstellungen aus der wissenschaftlichen Forschung herauszunehmen und in Zukunft nicht mehr zu verwenden. Dasselbe sollte auch für die «Fluchtburgen» gelten.

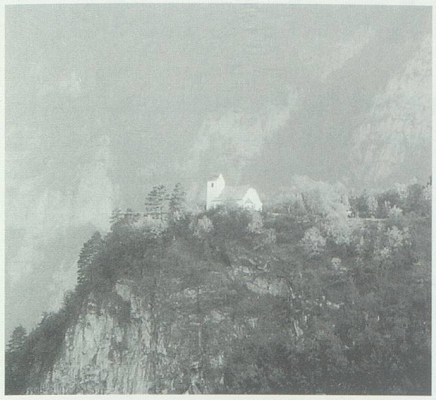
Am Schluss soll aber nicht nur ein Scherbenhaufen stehen. Unsere Betrachtungen der verschiedenen Quellengattungen zu den «Kirchenkastellen» haben nämlich auch gezeigt, dass durchaus neue Erkenntnisse und Interpretationen gewonnen werden können. Die beiden wichtigsten Stützen sind dabei die Schriftquellen und in besonderem Masse auch die archäologische Forschung. Die Schriftquellen zu Befestigungsanlagen setzen erst im 8. Jh. ein, Quellen für das 5. bis 7. Jh. fehlen ganz. Das heisst: Einerseits gibt es für die Zeit, aus der wichtige archäologische Befunde stammen (Castiel, Carschlingg und Trun, Grepault[94]), keine «schriftliche Kontrolle». Andrerseits fehlen für das 8. bis 10. Jh. – mit der Ausnahme von Schiedberg – archäologische Befunde.

Die Beschreibung des «castrum» im Tello-Testament wurde bereits ausführlich diskutiert. Dabei sind die Schwierigkeiten bei der Interpretation der Besitzverhältnisse deutlich geworden. Mit Blick auf die späteren Quellen soll hier eine Interpretation als «landesherrliche» Befestigung, welche an eine mächtige Familie ausgegeben war, vorgeschlagen bzw. zur Diskussion gestellt werden. Alle untersuchten Befestigungen des 9. und 10. Jh. – Castelmur, Jörgenberg, Bonaduz/Rhäzüns und Tiefencastel – erscheinen als Königsbesitz. In Tiefencastel lag der Königshof im «castellum», bei den übrigen befand sich eine Kirche im Innern, bei Castelmur war damit auch der Zoll verbunden. Im Reichsgutsurbar werden zwei mächtige Gefolgsleute des Königs genannt, welche die «castella» von Castelmur und Tiefencastel versahen. Die strategische Bedeutung dieser Punkte darf deshalb wohl nicht unterschätzt werden. Die weitere Entwicklung dieser Anlagen soll hier noch kurz verfolgt werden. Das «castellum» von Castelmur wurde bereits besprochen. In Tiefencastel besass der Bischof neben ausgedehntem Grundbesitz die meisten herrschaftlichen Rechte. Ob dies ebenfalls Ergebnis einer Schenkung ist, geht aus den Quellen nicht hervor. Jedenfalls besassen auch die Freiherren von Vaz Boden und Rechte in dieser Siedlung. Die Vazer sind wohl als Rechtsnachfolger des Benefiziars Azzo des Reichsgutsurbars zu betrachten, zeigen doch ihre Besitzungen im Kern praktisch dieselben Güter.[95] Am Beispiel Jörgenberg wird noch deutlicher, dass königliche Befestigungen wie auch königlicher Besitz und Rechte im allgemeinen nicht nur an den Bischof, sondern auch an Adlige gelangen konnten. Im 14. Jh. erscheint die Burg Jörgenberg als Besitz der Friberger. Neben dem «castellum» aus Königsbesitz gehörte ihnen u. a. wohl auch die Kirche in Rueun, welche im Reichsgutsurbar als königliche Eigenkirche genannt wird. Dass Güter, welche im Reichsgutsurbar noch als königlich aufgeführt sind, im 12., 13. oder 14. Jh. in den Händen von lokalen Adligen, insbesondere edelfreien Geschlechtern, zu finden sind, ist für Graubünden ein bekanntes Phänomen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die 806 neu eingerichtete



Blick auf den markanten Felssporn Hohentrins unter dem Flimserstein bei Trins GR.

Grafschaft Rätien schon sehr bald an Einfluss verlor. Die eingesetzten Grafen besassen in Rätien schon von Anfang an wenig eigene Besitzungen und mussten sich fast ganz auf das zerstreute Königsland stützen. Im 10. Jh. wurde die Grafschaft bereits dreigeteilt (Unterrätien, Oberrätien/Churrätien und Vintschgau). Das Grafenamt über Oberrätien wurde ab 1050 nicht mehr besetzt. Die grossen Nutzniesser dieses Machtverlustes waren neben dem Bischof von Chur ebendiese edelfreien Geschlechter, welche wohl ihre Wurzeln in den Benefiziaren des Reichsgutsurbars haben.[96] Diese Edelfreien («nobiles») sind seit dem 12. Jh. in den Urkunden fassbar. Es wird vermutet, dass ihre Herrschaften im Kern bereits im 10. Jh. bestanden. Zu diesen Nobiles zählen die Herren von Tarasp (und Matsch), Sax-Misox, Vaz, Rhäzüns, Belmont und Sagogn-Wildenberg. Genau einem dieser Geschlechter entstammen auch die Friberger![97] Anhand der Familiengeschichte der Sagogn könnte vermutet werden, dass eine Übernahme des «castellums» Jörgenberg bereits im 10. Jh. erfolgt sein könnte. Für Schiedberg lässt sich eine ähnliche, wenn auch kompliziertere Entwicklung wahrscheinlich machen.[98] Clavadetscher vermutet, dass das Gut im 9. Jh. an einen Vasallen des Grafen oder an einen Königsvasallen gekommen sei, welcher die Burg zum Mittelpunkt seiner Herrschaft gemacht habe. Meyer möchte bis ins 11. Jh. den Haupthof als eigentliches Herrschaftszentrum annehmen, er sei danach von der Burg abgelöst worden. Mit diesen Ausführungen konnte nun auch gezeigt werden, dass sich die Befestigungen durchaus in die Verfassungs- und Ständegeschichte Graubündens einordnen lassen.



Unübersehbar überwacht St.Georg bei Berschis das ganze untere Seeztal. (Foto Martin Peter Schindler.)

Kirchen gehörten zu Befestigungsanlagen

Abschliessend sei noch auf das Thema Kirchen eingegangen. Bei Jörgenberg, Bonaduz/Rhäzüns und Castelmur sind Kirchen schriftlich nachgewiesen, alles ohne Ausnahme königliche Befestigungen. Dass in den z. T. befestigten Pfalzen des Königs Kirchen standen, ist allgemein bekannt und archäologisch erwiesen. Aber auch einfache Befestigungen des 8. bis 10. Jh. weisen in ihrem Innern Kirchen auf, wie ein Blick auf Vergleichsbeispiele in Deutschland zeigt.[99] Dort gelten Kirchen sogar als entscheidender Indikator für eine dauernde, intensive Nutzung dieser Wehranlagen! Damit sind die Bündner Anlagen auch nicht länger «Exotica» geblieben, sondern lassen sich mit zeitgleichen Anlagen im Ausland vergleichen.

Eine Verbindung von schriftlichen und archäologischen Quellen ist bis jetzt in befriedigendem Masse nur für Schiedberg möglich. Andere archäologische Spuren von Befestigungen des 8. bis 10. Jh. sind in Rätien bis jetzt unbekannt. Kirchen und Kapellen in markanter Position, wie St. Johann auf Hohenrätien/Hochrialt, St. Lorenz bei Paspels oder auch S. Carpoforo auf Mesocco sind ohne weitere Ausgrabungen in ihrer Baugeschichte und ihrem Umfeld (Befestigung?) nicht näher zu beurteilen.

Neue Forschungsansätze

Hier ist nochmals auf die Grabungen von Schiedberg zurückzukommen. Ab dem 8. Jh. scheint eine kontinuierliche Belegung des Platzes gut belegbar, mit einem Ausbau im 10. Jh. und einem Neubau um 1000. Dass das «castrum» nicht das Zentrum des Besitzes Tellos in der Gruob war, macht die Beschreibung des Haupthofes im Testament klar. Dieser Hof, auf Bregl da Haida gelegen, wurde aber auch archäologisch untersucht. Die Grabungsergebnisse sind unpubliziert, nach den wenigen Angaben muss es sich um einen ansehnlichen Gebäudekomplex mit Kirchenbau gehandelt haben.[100] Gerade hier wäre nun ein gründlicher Vergleich zwischen Haupthof und «castrum» zu fordern. Die Funde dürften wichtige Hinweise zur Belegungszeit und -intensität der beiden Anlagen erbringen. Hier wäre es wohl auch möglich, die Bedeutungsverschiebung vom Herrenhof zur Burg näher zu studieren.

Als neue Forschungsansätze sind folgende Punkte zu nennen: Die schriftlichen Quellen sollten von einem versierten Historiker konkret nochmals auf die Fragestellungen zu frühmittelalterlichen Befestigungen (Anlage, Besitzverhältnisse, zugehörige Rechte, Inhaber etc.) untersucht werden. Dazu sollte versucht werden, diese Angaben auch mit Quellen aus dem angrenzenden Ausland zu verbinden und zu vergleichen. Die archäologischen Quellen, insbesondere die neuen Grabungen, müssen unbedingt aus sich selbst heraus interpretiert und ausgewertet werden. Es geht nicht an, dass modern untersuchte Plätze mit veralteten Begriffen versehen bzw. mit ungenügend gegrabenen Anlagen verglichen werden. Als «Lichtblicke» sind hier die Stationen von Castiel, Carschlingg und Wartau, Ochsenberg, zu nennen. Daneben – und noch wichtiger, was den Übergang zur mittelalterlichen Burg betrifft – wäre ein Vergleich zwischen dem Hof auf Bregl da Haida und dem «castrum» auf Schiedberg nötig. Nur diese mit den heutigen Mitteln neu gegrabenen Plätze werden uns in der Forschung weiterführen. Auf die Publikation der Grabungsergebnisse auf dem Ochsenberg darf man deshalb gespannt sein!

95 J. L. Muraro, *Untersuchungen zur Geschichte der Freiherren von Vaz*. – In: *Jahrbuch Hist. Antiq. Ges. Graubünden* 100 (1970), S. 1–239, bes. S. 43–44 und 47–48.

96 Dazu Clavadetscher 1967, S. 141–154.

97 J. L. Muraro, *Untersuchungen zur Genealogie der Freiherren von Wildenberg und von Frauenberg*, in: *Festschr. Clavadetscher*, S. 67–89.

98 Diskussion bei Meyer 1977, S. 151–160.

99 G. Streich, *Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters, Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen, Vorträge und Forschungen* Sonderband 29, Göttingen 1984.

100 Meyer 1977, S. 53 und 155–157. Bundi 1982, S. 32–36.

Literatur

Adank: Th. Adank u. andere, *Veste Wartouw – Burgruine Wartau*. Werdenberger Bücher-Reihe Bd. 4. Buchs, 1982.

BUB I: *Bündner Urkundenbuch*, Bearb. E. Meyer Marthaler / F. Perret, Bd. 1. Chur 1955.

Bundi 1982: M. Bundi, *Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter*. Chur 1982.

Clavadetscher 1967: O. P. Clavadetscher, *Das Schicksal von Reichsgut und Reichsrechten in Rätien* – In: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 54* (1967). S. 46–74.

Clavadetscher 1976: O. P. Clavadetscher, *Die Burgen im mittelalterlichen Rätien*. – In: *Die Burgen im deutschen Sprachraum*, Bd. II, *Vorträge und Forschungen* Bd. XIX (Hg. H. Patze). Sigmaringen 1976, S. 273–292.

Clavadetscher/Meyer 1984: O. P. Clavadetscher/ W. Meyer, *Das Burgenbuch von Graubünden*. Zürich / Schwäbisch Hall 1984.

Clavadetscher 1986: U. Clavadetscher, *Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva* – In: *Festschr. Müller*, S. 147–180.

Festschr. Clavadetscher: *Churrätisches und st. gallisches Mittelalter, Festschrift für O. P. Clavadetscher* (Hg. H. Maurer). Sigmaringen 1984.

Festschr. Müller: *Geschichte und Kultur Churrätiens, Festschrift P. Iso Müller OSB* (Hg. U. Brunold/L. Deplazes). Disentis 1986.

Kuratli 1950: J. Kuratli, *Geschichte der Kirche Wartau-Gretschins*. Buchs 1950.

Meyer 1977: W. Meyer, *Die Ausgrabungen der Burgruine Schiedberg*.– In: M.-L. Boscardin / W. Meyer, *Burgenforschung in Graubünden. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters*, Bd. 4. Olten / Freiburg i. B. 1977, S. 51–175.

Primas 1986: M. Primas, *Vorrömische, spätrömische und frühmittelalterliche Siedlungsspuren auf dem «Ochsenberg» in Wartau SG*. – In: Festschr. Müller, S. 25–30.

Rageth 1987: J. Rageth, *Römische Verkehrswege und ländliche Siedlungen in Graubünden*.– In: *Beiträge zur Raetia Romana, Voraussetzungen und Folgen der Eingliederung Rätiens ins römische Reich* (Hg. Hist. Antiq. Ges. Graubünden). Chur 1987, S. 45–108.

Schneider-Schnekenburger 1980: G. Schneider-Schnekenburger, *Churrätien im Frühmittelalter aufgrund der archäologischen Funde. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte*, Bd. 26. München 1980.

Sennhauser 1971: H. R. Sennhauser / L. Schäfer / F. Oswald, *Vorromanische Kirchenbauten, Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen*. München 1966–1971.

Sennhauser 1979a: H. R. Sennhauser, *Der Profanbau*. – In: *Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz*, Bd. VI *(Frühmittelalter)*. Basel 1979, S. 149–164.

Sennhauser 1979b: H. R. Sennhauser, *Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churrätiens*. – In: *Von der Spätantike zum frühen Mittelalter*. Vorträge und Forschungen Bd. XXV (Hg. J. Werner / E. Ewig). Sigmaringen 1979, S. 193–218.

Sennhauser 1991: H. R. Sennhauser, *Vorromanische Kirchenbauten*, Nachtragsband. München 1991.